Internationale Zeitschrift
für
Individualpsychologie

Arbeiten aus dem Gebiete der Psychotherapie, Psychologie und Pädagogik

Herausgegeben von Dr. ALFRED ADLER
unter ständiger Mitwirkung von Dr. LEONHARD SEIF (München), Dr. FRITZ KÜNKEL (Berlin), Direktor HERMANN WEISKOPF (Fürth-Zirndorf) und Dr. ALICE RÜHLE-GERSTEL (Dresden)

3. Jahrgang April 1925 Nr. 3

Inhaltsverzeichnis:

ERSCHEINT ZWEIMONATLICH

ABONNEMENTSPREISE:
Für **Österreich** und **Ungarn**: ganzjährig Schilling 10·—. Für **Deutschland**: Goldmark 6·—. Für die **Tschechoslowakei**: Kč 100·—. Für das **übrige Ausland**: 18 Schw. Franken oder 3·50 Dollar

PREIS DIESES HEFTES:
Für Österreich und Ungarn: Schilling 2·50. — Für Deutschland: Mk. 1·50. — Für das übrige Ausland: 4 Schw. Franken oder 80 Cents

Österreichisches Postsparkassen-Scheckkonto: 198.971. — Postscheckkonto für Deutschland: 47.007, Postscheckamt München

REDAKTION UND ADMINISTRATION:
WIEN, VI., JOANELLIGASSE 6

VERLAG INDIVIDUALPSYCHOLOGIE WIEN
VERLAGSBUCHHANDLUNG MORITZ PERLES, WIEN, I., SEILERGASSE 4
Für England und Amerika: Kegan Paul, Trench, Trubner & Co., Ltd., London

STÄNDIGE MITARBEITER

DER INTERNATIONALEN ZEITSCHRIFT FÜR INDIVIDUALPSYCHOLOGIE:

Dozent RUDOLF ALLERS (Österreich), ALFRED APPELT (München), Prof. FELIX ASNAOUROW (Argentinien), RICHARD BAYER (Österreich), FERDINAND BIRNBAUM (Österreich), Dr. JOSEF BLEYER (München), Prof. JURII W. CANNABICH (Rußland), J. VERPLOEGH CHASSÉ (Holland), Prof. DELGADO (Peru), Dr. DELTA (Griechenland), Dr. CHRISTO DUTSCHEWITSCH (Bulgarien), ANGELA ESSLEN (München), Dr. ALICE FRIEDMANN (Österreich), Prof. CARL FURTMÜLLER (Österreich), Prof. W. ERNEST HOCKING (Harvard University, U. S. A.), Miss MAY JACOBS (Boston, Mass., U. S. A.), Prof. JAEDERSHOLM (Schweden,) Dr. BRUNO KRAUSE (Dortmund), Dr. PAUL KURZWEIL (Ungarn), IDA LÖWY (Österreich), Dr. HUGO LUKACS (Österreich), Dr. STEPHAN v. MADAY (Ungarn), D. C. MARAIS (Cape Town, Südafrika), MARGARETHE MINOR (Österreich), Prof. HEINRICH MUTSCHMANN (Dorpat), Dr. OTTO NÄGELE (München), Dr. CARL NOWOTNY (Österreich), WILLIAM NUTTALL, B. Sc. Techn. (Rochdale, England), Prof. D. E. OPPENHEIM (Österreich), Dr. OTTO RITTERSPORN (Österreich), Dr. CESAR RUSSO (Österreich), Dr. Prinzessin ELEONORE SALM-SALM (Hamburg), Dr. ELSE SUMPF (München), Dr. EUGEN SCHMIDT (München), HEDWIG SCHULHOF (Tschechoslowakei), Dozent OSWALD SCHWARZ (Österreich), W. I. H. SPROTT (Cambridge, England), Dr. MANELIS TRIANDAPHYLLIDIS (Griechenland), Dr. KURT WEINMANN (München), Dr. O. E. WEXBERG (Österreich), Dr. ILKA WILHEIM (Österreich), Dr. FOLKERT WILKEN (Detmold), YVONNE E. WINSLOW (San Francisco, U. S. A.).

Aus eigener Kraft hat sich die Individualpsychologie, nur gestützt auf die wachsende Erkenntnis ihrer Anhänger und Mitarbeiter, Bahn gebrochen, und befruchtet seit Jahren die Gebiete der Pädagogik, Psychologie, Psychiatrie und Neurosenforschung, der Philosophie, Literatur und Kunstforschung sowie der Religionspsychologie. Im engsten Zusammenhang mit Massenpsychologie und Massenpädagogik, für die sie der sicherste Leitfaden ist, hat sie das Gebiet jedes im Leben wirkenden Menschen, die Menschenkenntnis, erhellt und auf eine wissenschaftliche, erlernbare Grundlage gestellt.

Die Aufgabe dieser Zeitschrift ist dadurch gegeben. Sie wird in Originalartikeln unserer zahlreichen Mitarbeiter die gewonnenen Resultate aus der Erforschung der Kinderseele, der Persönlichkeit und der Masse einem internationalen Leserkreis vermitteln. Sie wird in kleineren Mitteilungen die Bausteine schaffen, die zum Ausbau der Menschenkenntnis nötig sind. Sie wird organisatorisch eingreifen und die bisher begründeten internationalen Arbeitssektionen unterstützen, ihre Erweiterung fördern und ihre Forschungsergebnisse verbreiten. Sie wird die zeitgenössischen Leistungen auf dem eigenen Gebiete sichten und kritisch zu ihnen Stellung nehmen.

Wir wollen beharrlich den Beweis führen von der tragischen Bedeutung der Herrschsucht und der Entmutigung, wie sie besonders in der Neurose und in der Verwahrlosung miteinander verbunden die Triebfedern abgeben, in allen anderen Erscheinungen des Kulturlebens zum Hemmschuh werden, bis wir ein allgemeines Verständnis dieser Tatsachen erzielt haben.

Die Arbeiten können in deutscher, englischer und französischer Sprache erscheinen.

III. JAHRGANG WIEN, APRIL 1925 NR. 3

INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT FÜR INDIVIDUALPSYCHOLOGIE

Über Schlafstellungen

Von SUSANNE SCHALIT (Wien)

Nervöse Menschen haben oft große Angst vor dem Schlaf. Da sie stets in irgendeiner Richtung hin entmutigte Menschen sind, erfüllt sie der Gedanke, daß sie im Schlaf bewußtlos, willenlos allen Gefahren preisgegeben sind, mit Schauder. Das abergläubische Zeremoniell, mit dem solche Menschen schlafen gehen, zeigt deutlich, daß sie die Sicherungen, die ihnen bei Tag in Haltung, Gebärde und Gedanken nützlich waren, auch bei Nacht nicht aufgeben wollen. Da im Schlaf die Kontrolle des Bewußtseins fehlt, so strebt der Mensch in seinen Träumen hemmungslos danach, seinem eigentlichen, meist unbewußten Lebensziel näherzukommen. Aber auch der Traum in seiner Hemmungslosigkeit ist noch nicht die nackte unbewußte Psyche, selbst der Traum spricht nur in Bildern. Die Gestalten des Traumes sind maskiert, die Ereignisse verzerrt. Denn der Mensch d a r f seine Träume nicht verstehen. Sobald er sie versteht, sind sie als Mittel zur Sicherung, als vorsichtiges Tasten in die Zukunft und als Training für ein Ziel nicht mehr brauchbar. Träume, die allzu deutlich waren, werden vergessen. Wer den Sinn seiner Träume versteht, kann sie nicht mehr träumen.

Alfred Adler hat zum ersten Male darauf hingewiesen, daß auch die Schlafstellung des Menschen eine symbolische Darstellung seines Wesens ist*); und nicht nur eine Darstellung, sondern genau wie die Träume gleichzeitig ein Training für ein bestimmtes, meist unbewußtes Ziel. So wie Gang, Gebärde und Schrift des Menschen der körperliche Ausdruck seines Strebens sind, so zeigt die Schlafstellung und Schlafhandlung, brutaler und unverhüllter noch als Träume, die Triebkräfte seines Seelenlebens. Unverhüllt deshalb, weil der Mensch seine Schlafstellung ja nicht kennt. Und wenn er davon weiß, so fehlt ihm doch die Übung, hinter der körperlichen Ausdrucksform die Idee, der sie dient, zu erkennen. Einige Fälle mit charakteristischen Schlafstellungen seien hier angeführt.

Ein elfjähriger intelligenter Junge liest sehr viel und spielt besonders gern Theater. Er schreibt sich auch selbst die Stücke dazu. Er schläft in einer äußerst phantastischen Haltung. Entweder liegt er auf dem Rücken, beide Arme unter dem Kopf verschränkt, die Kniee hochgezogen und die Beine übereinandergeschlagen; oder er hat den Kopf auf die Seite geneigt, die Wange in die Hand gestützt und den anderen Arm zur Hüfte gebogen. Es sieht immer aus, als hätte ein Photograph oder ein Maler den Jungen in eine Pose gebracht. Diese Schlafstellungen sind sehr hübsch, müssen aber auch recht anstrengend sein. Trotzdem schläft das Kind stundenlang in dieser phantastischen Stellung, geht dann ohne aufzuwachen in die normale Schlafstellung über und schläft nun ruhig bis zum Morgen. Einmal fiel

*) Adler: „Praxis und Theorie der Individualpsychologie", II. Aufl., Seite 119 bis 120, und „Internationale Zeitschrift für Individualpsychologie", I. Jahrg., Heft 3, Seite 65 bis 72.

es mir auf, daß der Junge auch bei Tag mit einem sonderbaren Gang und merkwürdiger Kopfhaltung umherging. Auf meine Frage antwortete er: „Ich muß den Herzog üben!" Es stellte sich heraus, daß er in der Schule Theater spielte, wobei ihm die Rolle eines Herzogs zugefallen war. Die Proben in der Schule waren ihm offenbar nicht genug, in seiner ganzen Freizeit übte er den Herzog, und sogar in seiner Schlafstellung „übte" er weiter. Er hatte sich so in die Rolle hineingelebt, daß er das Ziel seines Denkens und Trachtens bei Tag in seiner Schlafstellung anschaulich zum Ausdruck brachte. Zu anderen Zeiten, in denen es nicht der Herzog ist, ist es eine der Helden- und Idealgestalten aus den vielen Büchern und Theaterstücken, die der Knabe liest. —

Ein anderer Fall betrifft einen vierzigjährigen Mann, der schon als kleines Kind durch Erbrechen, Kopfschmerzen und durch geschicktes Ausnützen seiner Kränklichkeit es verstanden hatte, seine Familie mit sich zu beschäftigen. Er war das Lieblings- und Sorgenkind seiner Mutter. Wenn er bei Nacht nicht schlafen konnte, mußte seine ältere Schwester aufstehen und ihm auf dem Klavier vorspielen. Wegen seines schwachen Magens und seiner Kränklichkeit wurde für ihn besonders gekocht und gebraten und er wurde im Sommer mit aufs Land genommen, während seine Geschwister zu Hause bleiben mußten. Der Junge kam ohne schwerere nervöse Störungen durch die Schulzeit hindurch und in einen intellektuellen Beruf hinein, den er ganz leidlich ausfüllte. Mit dreißig Jahren heiratete dieser Mann ein junges, gutmütiges und unerfahrenes Mädchen. Er versuchte nun mit denselben Mitteln, mit denen er zu Hause Mutter und Schwester in seinen Dienst gestellt hatte, auch über seine junge Frau zu herrschen. Das ganze erste Jahr seiner Ehe nahm er folgende Schlafstellung ein. Er streckte die Hand aus und hielt seine Frau die ganze Nacht über am Arm fest. Die Frau ließ sich das ruhig gefallen, denn in ihrer Unerfahrenheit dachte sie, das gehört wohl zur Ehe, und wahrscheinlich machen das alle Ehemänner so. Der Mann symbolisierte dadurch nicht nur sein Herrscherrecht und Alleinbesitzrecht über die Frau, sondern stellte auch seine ängstliche Eifersucht dar. Er mußte die Frau festhalten, daß sie ihm ja nicht etwa davonliefe. In immer neuen Variationen träumte er den Traum der eifersüchtigen Angst: die Frau werde von Männern überfallen und entführt. Er, der bei Tag sich recht mutig gebärdete und sich nie gestattet hätte, aus Angst zu schreien, schrie bei Nacht auf, weil er in seinen Träumen die Wirklichkeit stets so darstellte, daß seine Eifersucht gerechtfertigt, ständig wachgehalten und genährt wurde. Hie und da verstärkte er seine Schlafstellung noch dadurch, daß er seine Hand in die Kniekehle oder in die Achselhöhle der Frau legte und so einen ununterbrochenen sexuellen Besitz symbolisierte. Für diesen Mann mußte natürlich der Gedanke, ein Kind zu bekommen, etwas Schreckliches sein, weil ja dann die Frau nicht mehr nur für ihn allein dagewesen wäre. Aber seine Worte beteuerten das Gegenteil. Eines Tages sagte dieser Mann zu seiner Frau: „Jetzt habe ich plötzlich das Gefühl gehabt, als ob mir der Boden unter den Füßen weggezogen würde und ich tief hinunter fiele." Es stellte sich dann später heraus, daß er in dem Augenblick, als er glaubte, den Boden unter den Füßen zu verlieren, zum ersten Male ernstlich daran gedacht hatte, doch ein Kind zu bekommen. In der Nacht darauf träumte ihm, daß ein Mann auf ihm liege und ihn würge. Wir haben hier die paradoxe Situation, daß die männlichste Position, ein Kind zu zeugen, vom Nervösen in die weibliche Situation, das Untenliegen, umgedeutet wird, nur weil es im Lebensplan dieses Menschen liegt, kein Kind zu bekommen, das seine Alleinherrschaft über die Frau in Frage stellen würde. Seine Gefühle des Sinkens waren häufig mit einer Erektion verbunden. Dr. Adler hat darauf hingewiesen, daß Gefühle des Sinkens und der Niederlage bei manchen Menschen mit Kontraktionen des Darmes verbunden sind, bei andern mehr mit Erregungen der Blasengegend und mit sexuellen Erregungen. Dieser Mann zum Beispiel motiviert eine wochenlang dauernde Schlaflosigkeit damit, daß er wegen ständigen Harndranges

bei Nacht jede halbe Stunde aufstehen müsse. Wenn die schwierige Situation, vor der er sich in die Schlaflosigkeit geflüchtet hat, vorüber ist, verschwindet das Übel samt der Schlaflosigkeit ohne weiteres. — Da die Frau durchaus ein Kind wollte, so bekam sie eines. Schon am zweiten Tag nach der Geburt erkrankte der Mann. Er konnte nicht mehr essen, nicht mehr schlafen, nicht mehr arbeiten. Die Frau begriff natürlich gar nichts, denn daß er aus übergroßer Liebe so schwer erkrankt sei, wie er selber behauptete, da er so große Angst um ihr Leben ausgestanden habe, leuchtete ihr nicht sonderlich ein. Sie sah nur, daß alles darauf hinauslief, daß das Kind ihn in seiner Arbeit störe, ihm die Nachtruhe raube, ihm überhaupt das Leben unmöglich mache. Es blieb ihr nichts anders übrig, als nach drei Monaten das Kind aus dem Hause zu geben. Da wurde der Mann wieder gesund. Aber nie hat er vergessen, daß dieses älteste Kind ihn eigentlich von seinem Thron gestürzt hatte. Während er mit den später geborenen Kindern ganz gut auskam, verfolgte er den Erstgeborenen mit einer sonst ganz unerklärlichen Feindseligkeit, ja mit Haß, so daß die seelische Entwicklung des Kindes in späteren Jahren ernstlich darunter litt. Seit der Geburt des Kindes, die der Mann als eine schwere, nie mehr gut zu machende Niederlage empfand, hatte er seine Schlafstellung geändert. Die Frau war auch selbständiger geworden. Sie ließ sich nicht mehr die ganze Nacht hindurch festhalten. Er schlief jetzt auf der Seite, in ganz zusammengekauerter Haltung, den Kopf zwischen die Schultern gesteckt und oft noch die Decke über das Gesicht gezogen. Während im ersten Jahr seiner Ehe seine Schlafstellung die des Siegers, des Besitzers, des eifersüchtigen Alleinherrschers gewesen war, zeigte er nun die Haltung des Besiegten, gänzlich Entmutigten. Manchmal variierte er diese Schlafstellung ein wenig. An Tagen, an denen er mit seiner Frau gestritten hatte und sie ihm nicht den Willen getan hatte, schlief er auch auf der Seite, aber auf der Innenseite der Schulter und den unteren Arm ganz nach rückwärts gedreht. Auf die Erklärung dieser Schlafstellung werde ich an der Hand eines späteren Falles noch einmal zurückkommen.

Ein elfjähriger Junge, der eine etwas jüngere Schwester hatte, war als einziger Sohn verwöhnt, außerordentlich herrschsüchtig und etwas brutal. Er hatte seit seiner frühesten Kindheit immer auf dem Bauch geschlafen. Das ist eine Schlafstellung, die man bei Kleinkindern außerordentlich häufig findet. Man beobachtet sie unmittelbar nach der Säuglingszeit, und sie dauert meist bis ins dritte und vierte Jahr. Die Haltung der Arme bei diesen Kindern, die auf dem Bauch schlafen, ist verschieden. Manche liegen mit ausgebreiteten Armen, den Kopf scharf zur Seite gebogen, damit sie in den Kissen nicht ersticken. Andere wieder haben die Arme auf der Brust verschränkt und einmal habe ich sogar ein Kleines gesehen, das die Arme verschränkt und die Beinchen unter dem Bauch hochgezogen hatte, so daß es in einer ganz merkwürdigen Hockstellung schlief. Der Junge, von dem ich sprach, hatte diese Schlafstellung noch bis ins elfte Jahr beibehalten. Nun bekamen die beiden Geschwister ein eigenes Zimmer, in dem zwei große Betten nebeneinander standen. Da geschah es jede Nacht, daß der Knabe sich im tiefen Schlaf quer über die Schwester warf. Da er ein schwerer Junge war, mußte das Mädchen jedesmal um Hilfe rufen. Er wachte nie auf, wenn die Mutter ihn in sein Bett zurückbrachte, und wußte in der Früh nichts davon. Schließlich mußten die Kinder getrennt untergebracht werden. Ich habe diese beiden Kinder sehr gut gekannt und weiß bestimmt, daß nichts Sexuelles im Spiele war. Es war bloße Herrschsucht, die den Knaben zu dieser Schlafhandlung trieb. Folgende kleine Geschichte zeigt seine Einstellung deutlich. Die Schwester mußte ihm immer zum Einschlafen Geschichten erzählen. Wenn sie sagte, jetzt bin ich schon müde, jetzt weiß ich schon gar keine Geschichte mehr, riß er sie so lange an den Haaren, bis ihr wieder eine Geschichte einfiel.

Was die kindliche Schlafstellung des Auf-dem-Bauch-Schlafens bedeutet, zeigt sehr klar und eindeutig der nächste Fall. Ein kleiner Junge war das ganze erste

Jahr seines Lebens schwer krank gewesen und in der Entwicklung zurückgeblieben. Im zweiten Jahr erholte er sich auffallend rasch, lernte in kurzer Zeit laufen und sprechen und wachte geistig auf. Während seiner langen Krankheit war es natürlich nicht ausgeblieben, daß das Kind etwas verwöhnt worden war und den Mittelpunkt der Familie gebildet hatte. In plötzlich erwachtem und überschäumendem Selbstbewußtsein nach der langen Hemmung der Krankheit wurde der Kleine ein ganz unbändig wilder Junge. Er mußte immer singen und lärmen, auf alle Tische und Sessel klettern, alles zerstören und zerschlagen und alles aus dem Fenster werfen. Er tat das auf eine so raffinierte Art und Weise, daß ihn stets eine Person festhalten mußte, während das Zimmer gelüftet wurde. In dieser Zeit, wo der Kleine prinzipiell alles umgekehrt machen wollte, als seine Mutter es wünschte, ging er auch nicht mehr schlafen wie sonst. Nachdem man ihn zu Bett gebracht hatte, drehte er sich um, den Kopf nach unten und legte beide Füße ostentativ aufs Polster. In dieser Stellung schlief er die ganze Nacht. Wenn die Mutter versuchte, das schlafende Kind leise in die normale Lage zu bringen, wachte es auf, brüllte schrecklich und drehte sich wieder um. Aber es gab auch Tage, wo das Kind ruhig und ohne Protest einschlief. Das waren dann immer Tage, an denen es ihm besonders gut gegangen war, wo es viel Unterhaltung und Abwechslung gehabt hatte. Nur an Tagen, an denen man seiner Zerstörungswut ernstlich Grenzen gezogen hatte, an denen es nicht seinen Willen hatte durchsetzen können, nur an solchen Tagen schlief es umgekehrt. Nach drei Monaten gab es plötzlich das Umgekehrt-Schlafen auf und schlief auf dem Bauch; und zwar auch nur an seinen trotzigen Tagen, die allerdings in der Mehrzahl waren. Seitdem es diese neue Schlafstellung angenommen hatte, ist das Umgekehrt-Schlafen nie mehr vorgekommen, so daß es ganz klar ist, daß eine Schlafstellung durch eine noch drastischere ersetzt worden ist. Das Kind wollte über die Mutter herrschen, es wollte „oben" sein. Obgleich es natürlich gedanklich nichts davon wußte (das ist durchaus nicht notwendig), so wollte es doch seiner ganzen seelischen Einstellung nach, seinem ganzen Verhalten nach „oben" sein, „über" der Mutter sein. Die kindliche Schlafstellung des Auf-dem-Bauch-Liegens bedeutet auch schon ein Oben-sein-wollen, ein Über-dem-andern-sein-wollen. Wenn solche Kinder dann die Gelegenheit dazu bekommen, so werfen sie sich tatsächlich über den Betreffenden, den sie beherrschen wollen, wie wir es bei dem elfjährigen Jungen gesehen haben, der sich über seine Schwester warf. Es ist eine Triebhandlung, eine brutale körperliche Ausdrucksform der seelischen Einstellung, von deren Bedeutung die Kinder im Wachzustand keine Ahnung haben. Das sich Auf-den-Gegner-Werfen ist ja die natürliche und primitivste Ausdrucksform des Sieges. Ein kämpfendes Tier wirft sich auf das andere und hält die Beute mit dem Gewicht des eigenen Körpers am Boden fest. Raufende Kinder werfen einander nieder, und Sieger ist der, der oben liegt. Bedenken wir nun noch einen Augenblick lang die Schlafstellung des vierzigjährigen Mannes, der an Tagen, an denen er mit seiner Frau gestritten hatte, auf der Innenseite der Schulter schlief, den unteren Arm ganz nach rückwärts gebogen, so sehen wir nun deutlich, daß es die Andeutung der kindlichen Trotzschlafstellung des Auf-dem-Bauch-Liegens ist.

Um zu dem kleinen dreijährigen Jungen zurückzukehren, so gelang es der Mutter nach dem dritten Jahr, das Kind ins Familienleben einzufügen. Seitdem es dem noch immer lebhaften, impulsiven Kind nicht mehr eine unverstandene Forderung, sondern ein eigenes Bedürfnis ist, sich in die Gemeinschaft einzufügen, schläft es in normaler Schlafstellung, und es ist nie mehr vorgekommen, daß es umgekehrt oder auf dem Bauch geschlafen hat.

Ein dreizehnjähriger Junge hat einen um ein Jahr älteren Bruder. Die Eltern sind geschieden; die Knaben wurden der Mutter zugesprochen. Während der langen Dauer des Scheidungsprozesses hatte man den jüngsten Sohn aufs Land gegeben, während der ältere zu Hause blieb. Als Stadtkind fühlte er sich unter

Bauernkindern nicht wohl und seine Pflegemutter ließ ihn seelisch vereinsamen und verwahrlosen, trotzdem sie sonst gut für ihn sorgte. Als er schließlich nach Hause zurückkam, trat er sofort in einen scharfen Wettstreit mit seinem älteren Bruder. Er glaubte, daß er den Vorsprung, den der Ältere in der Liebe der Mutter habe, nun unbedingt einholen müsse. Dazu kam, daß er schwächlich und klein war, während sein Bruder groß und hübsch war. Die beiden stritten, schrien und rauften täglich, so daß sie im Haus berüchtigt waren. Jeden Morgen vor der Schule regte sich der Kleine derart auf, daß er sich nicht einmal mehr die Schuhe zuschnüren konnte, so sehr zitterten seine Hände. Was geschah? Die Mutter kniete vor ihm nieder und zog ihm die Schuhe an, denn er mußte ja rechtzeitig zur Schule kommen. Die Mutter mußte ihn auch in den Arm nehmen, ihm zureden und ihn beruhigen. So setzte er den Bruder ins Unrecht, der ja an seinen Anfällen schuld war, und beschäftigte gleichzeitig die Mutter ausgiebig mit seiner Person. Die früheste Kindheitserinnerung dieses Jungen ist: „Ich habe Schmerzen und ich jammere und jammere.“ Er hat vom zweiten bis zum vierten Lebensjahr an einer Mittelohrentzündung gelitten und viele Operationen durchgemacht. Diese zwei Jahre war er ununterbrochen im Kinderspital; und so wie sein frühester Eindruck von dieser Erde der ist, daß sie ein Tal des Jammers und der Schmerzen sei, so sagt er auch heute noch: „Der Mensch ist nur dazu auf der Welt, um malträtiert zu werden.“ In der Nacht ist die Situation folgende: Zwei große Betten stehen nebeneinander. In dem rechten schläft die Mutter, links der große Bruder, und den Kleinen hat man in die Mitte gelegt. Nun geschieht es oft, daß sich der Junge im tiefen Schlaf mit großer Heftigkeit über seinen Bruder wirft. Der fährt mit einem Schrei empor und es gibt jedesmal eine kleine Szene. Die Möglichkeit zu dieser immerhin großen physischen Anstrengung, sich im Schlaf mit dem Oberkörper aufzuheben und über den andern zu werfen, diese Möglichkeit verschafft er sich durch den Traum eines Wettspieles. Und zwar ist es meist ein Fußballwettkampf. Er ist auch im Traum derselbe ehrgeizige, leidenschaftliche Spieler, der er in Wirklichkeit ist, dem der Sieg alles gilt und das Spiel gar nichts; und in der leidenschaftlichen Erregung des Endkampfes gelingt es ihm, sich über den Bruder zu werfen. Der zügellose Wille des Jungen zu siegen wird durch folgende Antwort gekennzeichnet. Auf die gelegentliche Frage: „Was würdest du tun, wenn du reich wärest?“ antwortete er ohne Besinnen: „Dann würde ich eine Fußballmannschaft bestechen, daß meine Partei siegt.“ Hie und da kommt es vor, daß er sich im Schlaf auch über die Mutter wirft. Aber auch diesem Über-die-Mutter-Werfen geht immer nur der Traum eines Fußballwettkampfes voraus. Man kann hier sehr schön den Beginn seiner falschen Einstellung zur Mutter festhalten. Es ist bis jetzt bloße Herrschsucht, die ihn zu dieser Schlafhandlung treibt, wie der vorangehende Traum beweist. Aber da der Junge dreizehn Jahre alt ist, wird es in kurzer Zeit selbstverständlich sein, daß sich seine Sieger- und Herrscherträume mit sexuellen Erregungen verbinden und den ursprünglichen Charakter seiner Schlafhandlung verwischen. Es ist gar nicht anders möglich, als daß sich dieser Junge in seine Mutter verliebt, und die Bindung seiner Sexualität an die Mutter wird ihm in späteren Jahren als Vorwand dienen müssen, der Lösung der sexuellen Frage auszuweichen und allen anderen Frauen aus dem Wege zu gehen. Die Bindung an die Mutter ist außerordentlich stark. Man kann ruhig sagen, er trainiert darauf, im Wachen und im Schlafen, sich in die Mutter zu verlieben. Auf die Frage, was im Leben wichtig ist und was nebensächlich, antwortet er: „Nur die Mutter ist wichtig, sonst nichts auf der Welt.“ Er spricht auch davon, daß er sich erschießen wird, wenn die Mutter einmal stirbt, und dergleichen. Einmal erzählt er, daß er oft mitten in der Nacht plötzlich aufwache und eine Zeitlang wach liege. Als ich ihn frage, fürchtest du dich dann, oder denkst du über irgend etwas nach? sagt er: „Oh nein, ich hab' immer ein besonderes zufriedenes und glückliches Gefühl, wenn ich so wach liege, während die andern schlafen.“ Als ich nun weiterforsche,

warum es denn ein so besonderes Glück sei, bei Nacht wach zu sein, antwortet er: „Das Leben wird später so schwer sein, daß es gut ist, sich beizeiten daran zu gewöhnen, wach zu sein.“ Hier zeigt sich seine schreckliche Angst vor dem Leben, die planmäßig seinen Schlaf unterbricht. Er muß sich beizeiten daran gewöhnen, ständig auf der Hut zu sein, ständig wach zu sein, damit die Schrecknisse des Lebens ihn nicht heimtückisch überfallen. Er trainiert auf Schlaflosigkeit, deren Ursache später ins Unbewußte sinken wird, die er aber heute noch weiß, wenn auch nicht in ihrer Bedeutung erfaßt. Eine Erinnerung aus dem Kinderspital zeigt schon dieselbe Tendenz, dieselbe Angst vor dem Schlaf. Als er vier Jahr alt war, wurde ihm, während er schlief, von einem andern Kind sein hübsches Trinkglas gestohlen. Seit der Zeit traute er sich nie mehr einzuschlafen, bevor er nicht seine kleinen Habseligkeiten unter seinem Kopfkissen versteckt hatte.

Eine vierzigjährige Frau, die unverheiratet war, übte einen intellektuellen Beruf aus, den sie sehr gut ausfüllte. Sie stammte aus einer deutschen Adelsfamilie, in der die Männer seit Generationen Offiziere waren; sie war sehr groß, sehr schön und sehr blond, das was man gemeinhin den Typus einer germanischen Frau nennt. Obgleich es noch nicht Mode war, trug sie das Haar bis zum halben Kopf kurz geschnitten und betonte das Energische und Tüchtige in ihrem Wesen vielleicht etwas zu stark. Diese Frau schlief in einer auffallenden Stellung. Sie lag ganz gerade auf dem Rücken ausgestreckt, den Kopf steif und ausgereckt, die Arme stramm an den Seiten, beide Füße nebeneinander ausgerichtet und die Fußsohlen und Zehen noch etwas nach abwärts gebogen. Diese absonderliche Schlafstellung wird sofort verständlich, wenn man einen Augenblick das Milieu bedenkt, in dem dieses Kind aufgewachsen ist. Es war eine Familie, in der das Heldenideal kultiviert wurde, in der Tapferkeit und Ritterlichkeit als Erziehungsziel galten, und die Gestalten der Heldensage, Kriemhild, Brunhild, vor allem aber Siegfried, als Ideale hingestellt wurden. Diese Frau wollte ganz einfach größer sein, so ein bißchen ins Götterähnliche hineinwachsen. Dadurch, daß sie im Schlaf den Kopf gerade ausstreckte und die Füße und Zehen nach abwärts bog, fügte sie ja tatsächlich ihrer Größe ein kleines Stückchen hinzu. Ihre gerade ausgerichtete Haltung im Schlaf ist etwa die des Soldaten im Feld, der es sich nicht bequem machen kann, oder die eines schlafenden Ritters in voller Rüstung, wie sie auf den Steinsärgen in den Fürstengrüften abgebildet sind. Auf einer Reise ging sie im Hotel von Zimmer zu Zimmer, um die Betten zu messen. Kein Bett war ihr groß genug. Daheim hatte sie sich vom Tischler eigens ein Bett anfertigen lassen, das ihrer Größe angemessen war.

Eine junge Frau litt an zeitweisen Aufregungszuständen. Sie fand dann keinen Schlaf im Bett, sondern mußte sich auf den harten Boden legen. Sie wickelte sich von Kopf bis zu Füßen in eine Decke, so daß auch die Arme wie gefesselt waren und sie sich nicht rühren konnte. Nur in dieser Lage, mit dem Kopf den Boden fühlend, fand sie Ruhe. Aus ihrer Schlafstellung spricht zum Teil männlicher Protest, der das harte Lager dem weichen Bett vorzieht, zum Teil symbolisiert die Frau ihre gänzliche Hilflosigkeit und Ohnmacht dem Leben gegenüber. Sie fühlt sich vollkommen entmutigt, sie liegt gefesselt am Boden. Das feste Einbinden der Arme ist wohl auch eine Erinnerung an die Haltung des Säuglings, dem man ja auch früher die Arme an den Seiten festwickelte. Wenn die Depression vorüber gegangen war, schlief die Frau wieder normal und ruhig in ihrem Bett. Die Analyse dieses Falles hat diese Deutung der Schlafstellung gegeben.

Ein drastisches Beispiel für die Ablehnung der weiblichen Rolle durch eine verheiratete Frau zeigt folgende Schlafstellung. Während einer nervösen Erkrankung konnte die Frau nur noch in aufrecht sitzender Haltung schlafen. Ein Holzgestell mußte sie die ganze Nacht in dieser Lage festhalten. Sie bewies dadurch ihrem neben ihr in ausgestreckter Lage schlafenden Mann, daß sie sich nicht unterkriegen lasse.

Während die meisten Menschen ein durchaus sicheres Gleichgewichtsgefühl im Schlaf haben, gibt es andere, die häufig aus dem Bett fallen. Ein Mädchen fiel immer derart aus dem Bett, daß das Federbett unter sie zu liegen kam und sie sich nicht wehtat. Während die einen sich die Decke über den Kopf ziehen, werfen andere ihre Decken jede Nacht hinunter, so daß sie bloß liegen. Dahinter steckt immer Trotz und Auflehnung. Es ist nur relativ wahr, wenn ein Kind sagt: „Es geschieht in tiefem Schlaf, ich kann nichts dafür." Ein vierjähriger Junge, der jede Nacht die Decke, die man sogar angebunden hatte, im Schlafe mit den Beinen zerriß, um bloß zu liegen, schlief nie mehr unbedeckt, nachdem ich ein paarmal mit ihm darüber gesprochen hatte. Bei einem älteren Jungen gelang es leicht, ihn zu einem ruhigen Schlaf ohne Herumwälzen und Decken hinauswerfen zu bringen, indem ich — neben der allgemeinen Behandlung — ihn für die psychischen Vorgänge während des Schlafes interessierte, so daß er aus eigener Initiative Versuche über den Einfluß von Erkenntnis und Willen auf die Schlafhandlung machte. Wieweit ein konsequent auf ein Ziel gerichtetes Streben, wobei es ganz gleich ist, ob es bewußt gerichteter Wille oder unbewußte Zielstrebigkeit ist, die Schlafstellung des Menschen beeinflußt, zeigt noch folgender Fall.

Eine Mutter besaß ein zweijähriges Kind. Sie waren arm, hatten ein kaltes Zimmer und mußten in einem Bett schlafen. Das Kind war schlecht genährt und litt an kalten Füßchen. Instinktmäßig suchte es eine Schlafstellung, die ihm wohltat. Es zerriß das Nachthemd der Mutter, so daß es sich mit beiden Fußsohlen gegen den Leib der Mutter stemmen konnte. Die Mutter lag auf der Seite, steif und still die ganze Nacht, um das Kind nicht zu stören. Ihre freie Hand hielt am Abend, ehe sie einschlief, die Decke über dem Kind fest; und sie wunderte sich sehr, wenn ihre Hand am Morgen noch immer die Decke umklammert hielt. Entgegen aller Bequemlichkeitstendenz des Körpers und trotzdem die Muskeln im Schlaf dem bewußten Willen nicht unterliegen, verändert die Frau ihre Lage nicht im geringsten, weil sie mit ihrem ganzen Wesen auf das Ziel eingestellt war, das Kind zu wärmen und zu schützen.

Wie der Gang oder die Schrift des Menschen, so sind auch die Schlafstellungen typisch. Kinder die umgekehrt schlafen, sind immer trotzige Kinder, solche die auf dem Bauch schlafen, herrschsüchtige, tyrannische Kinder. Ängstliche, feige Menschen werden dazu neigen, sich die Decke über den Kopf zu ziehen, während die, die häufig aus dem Bett fallen oder auf der Erde schlafen, eine erlittene Niederlage tendenziös übertreiben. Natürlich wird man in jedem einzelnen Fall auch den ganz individuellen Sinn der betreffenden Schlafstellung feststellen können.

Ein Fall von Melancholie

Von Dr. ALFRED ADLER (Wien)

In einer Ehe, aus der auch einige Kinder entsprossen waren, hatte es sich nach einiger Zeit herausgestellt, daß die Frau des Hauses ihr Herz einem anderen geschenkt hatte. Der Mann war darüber in eine außerordentliche Schwermut verfallen. Er hatte längere Zeit mit sich gekämpft, ob er sich scheiden lassen solle, und war schließlich zu dem Standpunkt gelangt, er könne ohne seine Frau nicht leben. Alle Kuren halfen lange Zeit nichts. Insbesondere des Morgens befindet er sich in einer außerordentlich verzweifelten Stimmung, beschuldigt sich allerlei Fehler und ist auch nicht fähig, seinen Beruf so auszuüben, wie er es mit Rücksicht auf seine bevorstehende Beförderung gerne tun möchte. Übrigens steht er gegenwärtig auf dem Standpunkt, daß, nachdem sein Zustand allgemein bekannt ist, seine Beförderung ausgeschlossen sei.

Wenn man sich so naiv wie möglich stellt, so wird man sagen: den Mann hat ein schweres Schicksal getroffen und er ist darüber zusammengebrochen. Nun ist aber in uns schon der Verdacht entstanden, daß jemand, der einmal „ja" und dann wieder „nein" sagt, doch ein merkwürdiger Mensch sein muß. Er kränkt sich unendlich über den Treubruch seiner Frau, will sich von ihr scheiden und entschließt sich, besonders mit Rücksicht auf die Kinder und deren ferneres Schicksal, sich wieder mit ihr zu versöhnen.

Durch seine Trauer erreicht er manches, so zum Beispiel, daß sich die Frau seiner mehr annimmt, daß sie viel weicher gegen ihn gestimmt ist als früher und sich auch seinen Wünschen leichter fügt. Aber wenn er zum Beispiel einmal sagt, er wolle nicht mit ihr ausgehen, dann ist auch sie wieder imstande zu sagen, sie werde zu dem Manne gehen, mit dem sie die Bande edelster Freundschaft verbinden. Er läßt das auch geschehen, nur daß er dann am nächsten Tage wieder mit seiner alten Schwermut vor ihr steht und versucht, die Kinder mehr auf seine Seite zu ziehen.

Die Vorgeschichte dieses Mannes ist nun allerdings einigermaßen bedenklich. Er pflegt zu erzählen, daß, als seine Mutter mit ihm in der Hoffnung war, sein Vater sich auch einen Akt der Untreue hatte zuschulden kommen lassen. Seine Mutter hätte sich darüber so gekränkt, daß er als *schwaches Kind* zur Welt gekommen sei, und so sei er als schwaches Kind herangewachsen. Gegenwärtig ist er ein Riese. Dies scheine ihm die Ursache von all seinem Unglück zu sein. Seine Mutter sei kalt und gefühllos gegen ihn gewesen. *Geliebt hätte er eigentlich nie**). Einmal in seiner Jünglingszeit war er in irgendeine erotische Beziehung getreten. Das Mädchen war eine Prostituierte gewesen und er habe eine Ansteckung davongetragen. Sein Arzt stellte die Möglichkeit einer Nachkommenschaft in Frage. Als er wieder gesund war, sagte er sich: es gibt doch eigentlich keine andere Möglichkeit für mich als zu heiraten! — So suchte er, bis er ein Mädchen gefunden hatte, die seine jetzige Frau wurde.

Das schaut ganz ehrenhaft und gutbürgerlich aus. Wenn man diesen Vorgang aber individualpsychologisch betrachtet, so erscheint einem der ganze Lebenswandel dieses Mannes bedenklich. Seine Frau hat ihn wohl nicht so betrachtet. Aber sie scheint, wenn sie auch nicht zum Verständnis gelangt ist, so doch das Gefühl bekommen zu haben, daß es nicht die richtige Liebe und Ehe sei. Und so hat sich mit großer Natürlichkeit und Konsequenz vollzogen, was vielleicht schon in der Kindheit dieses Mannes angedeutet war.

Seine Frau erhebt eine Unzahl Vorwürfe gegen ihn. So zum Beispiel, wie er ihr eigentlich nie warm entgegengekommen sei, während sie sich doch immer nach Liebe gesehnt habe und dergleichen. Patient sei ein großer Pedant und habe daher immer nur Forderungen, er sei außerordentlich eifersüchtig, so daß sie eigentlich nur tun konnte, was *er* wolle. Dieserart sind ihre Vorwürfe und er hatte nun in seiner Melancholie ein gewisses Verlangen, dieselben als berechtigt anzusehen. „Als ob" sich die Einsicht bei ihm geregt hätte.

Was schaut nun bei dieser Sachlage heraus? Die Frau hatte sich offenbar zeitlebens immer bedrückt gefühlt und strebte infolge der Einklemmung, der Bedrückung nach irgendeiner Erleichterung, einer Erhebung, einer Erhöhung, nach einem Sieg. Und dieser Mann wieder, der von Kindheit an das Gefühl hatte, überall zurückgesetzt zu sein, der auch beim Zusammentreffen mit der Erotik Schiffbruch erleiden mußte, hatte, ganz in sein Streben nach oben verloren, im Verlauf der Ehe den Kontakt mit seiner Frau eingebüßt.

Im zweiten Akt gerät nun die Frau, als sie einen Liebhaber findet, der „sie versteht", in eine Situation, in der sie die Empfindung hat, sie sei die stärkere

*) S. *Adler*, Praxis und Theorie der Individualpsychologie, Verlag Bergmann, München, II. Auflage, „Melancholie".

geworden. Der Mann, der die Veränderung der Situation merkt, bekommt das Gefühl, der Besiegte zu sein, und trachtet nun, „die Leiter wieder umzudrehen", um obenauf zu kommen. Wie macht er das? Läßt er die Frau ziehen und einen anderen heiraten, so steht er als Besiegter da. Das kann er nicht. Er muß sie festhalten. Er muß irgendwelche Erwägungen, Sentenzen aushecken, um es zu können. — Die Frau ihrerseits verfügt über ein gewisses Gefühl der Ruhe und Überlegenheit. Einmal gibt es ein Kraftbewußtsein, wenn man den herrschenden Partner unglücklich macht. Das kann doch nicht jede. Dazu gehört Anziehungskraft und Wirkung auf den Mann, um die sie sich verkürzt glaubte. Und dann knüpfen hier Gedankengänge an, die in allen Liebeshändeln eine ungeheure Rolle spielen. Schließlich sagt sie sich: Was kann ich denn dafür, daß ich ihn unglücklich gemacht habe, es war ja doch die Liebe! — Wer wäre imstande, ihr zu beweisen, daß es nicht Liebe ist? Das läßt sie sich nicht beweisen, denn — — was wäre es sonst?

Die beiden kämpfen also miteinander um das Übergewicht, um die Überlegenheit, der Mann durch seine Schwermut, die Frau, indem sie sich wohl unterwirft, aber doch die Freundschaft mit dem anderen weiterpflegt. Der Mann kann gar nicht genug traurig sein, um seine Frau zu fesseln und zu bedrücken. Man versteht, daß diese Schwermut außerordentlich drückend sein muß, mit Selbstmorddrohungen verknüpft sein muß, wenn sie zu einem Erfolg führen soll, sonst verfehlte sie ihren Zweck. Diese Schwermut klagt an und unser Patient steht immer als lebendiger Vorwurf vor seiner Frau*).

In solchen Fällen habe ich immer den Eindruck: Es hängt davon ab, ob einer der beiden Teile fähig ist, ein Stück Seelengröße aufzubringen. Der Mann müßte sich trotz aller Schwierigkeiten sagen: Ich habe die Sache doch schlecht angepackt und darf dafür einen anderen nicht ganz verantwortlich machen, ich habe eigentlich von vornherein alles verdorben. Für einen Menschen aber, der von Kindheit an immer das Gefühl der Zurückgesetztheit gehabt hat, ist das natürlich nicht leicht. Als verschärfender Umstand tritt in unserem Falle die in Frage stehende Beförderung auf. Wird er nicht befördert, dann hat er eine Ausrede. Wird er aber befördert, dann hat er dies trotz seiner ungeheuren Last erreicht.

Könnte man vielleicht der Frau die Augen öffnen? Wenn es gelänge, sie zu überzeugen, so wäre das ihrerseits auch wieder ein Stück Seelengröße. Was aber wäre ihr Treubruch dann gewesen, wenn es nicht Liebe war? Für einen Menschen unserer Zeit auch keine leichte Sache.

In solchen Fällen ist zu empfehlen, immer mit Bescheidenheit vorzugehen, mit dem Gefühl der Selbstentäußerung, das auch sonst in der Behandlung wertvoll ist. Man soll sich nie in der Hoffnung wiegen, daß man einen Patienten ohne weiteres zwingen könnte, seinen Unfug aufzugeben. Man kann einen Menschen auch nicht leicht um eine solche Klippe der Selbstentäußerung herumbringen, ohne daß er die Absicht merkt. Es gibt Formen von Neurose, wo man von vornherein darauf gefaßt sein muß, daß der Arzt im Sinne seiner Neurose benützt wird. Er wird versuchen, auf dem Rücken des Arztes sein Spiel zu treiben, um zu zeigen, daß ihm selbst der Arzt nicht helfen könne. Manchmal sagt er es auch selbst: „Sie sind meine letzte Hoffnung."

---

*) Die gleiche Situation findet sich in Dostojewskis „Netotschka Neswanowa" meisterhaft geschildert.

Zur Frage nach dem Sinn des Lebens

Von Dr. ERWIN WEXBERG (Wien)

„Was irgend jemand während seines Lebens zur Schöpfung, Gestaltung oder Bewahrung der durch die Menschheit und Natur sich ziehenden Ideen beigetragen hat, das ist sein unsterblicher Teil, der auf der dritten Stufe noch fortwirken wird, wenn auch der Leib, an den die wirkende Kraft auf der zweiten geknüpft war, lange verfault ist. Was Millionen gestorbener Menschen geschaffen, gehandelt, gedacht haben, ist nicht mit ihnen gestorben, noch wird es wieder zerstört von dem, was die nächsten Millionen schaffen, handeln, denken, sondern es wirkt in diesen fort, entwickelt sich in ihnen selbstlebendig weiter, treibt sie nach einem großen Ziele, das sie selbst nicht sehen.“ Gustav Theodor Fechner, Das Büchlein vom Leben nach dem Tode. Leipzig, Insel-Bücherei.

Individualpsychologie ist nur in dem Sinne Wissenschaft, als es die Technik ist. Sie verhält sich zur deskriptiven Psychologie etwa so wie der Maschinenbau zur Physik: hier die Aufgabe, Naturtatsachen zu beobachten, zu sammeln und induktiv von diesen Beobachtungen aus deduktiv aus mathematischen Lehrsätzen Gesetze des physikalischen Geschehens zu finden; dort die Aufgabe, mit Hilfe der bekannten physikalischen Gesetze und durch praktische Versuche Maschinen zu konstruieren, die bestimmten praktischen Zwecken dienen. Die praktischen Ziele der Individualpsychologie sind: Prognose und Beeinflussung des menschlichen Handelns. Auch hier werden sich Lehrsätze ergeben, die mit den Naturgesetzen eine gewisse äußere Ähnlichkeit haben. Aber es liegt in der Natur der Sache, daß den Lehrsätzen der praktischen Individualpsychologie das Kategorische des Naturgesetzes abgeht. Sind sie doch in ihrer Gültigkeit durch einen Zweck bedingt, eben durch jene praktischen Ziele, und sind eben deshalb nur insoferne sinnvoll, als man sich Voraussage und Beeinflussung zum Ziele gesetzt hat. Sie sind naturgesetzlich weder beweisbar noch widerlegbar, beweisbar aber an diesen Zielen, je nachdem, ob sie und insoweit sie diesen nahekommen.

Wer frei von jedem ethischen Imperativ, nur mit der Absicht, „richtig“ zu leben, Maximen seines Handelns sucht, betreibt Individualpsychologie. Denn diese Maximen sind nur von den individualpsychologischen Grundsätzen der Prognose und Beeinflussung bestimmt. Die Fragestellung, deren Beantwortung sie ermöglichen sollen, lautet etwa: Welche Folgen hat es, wenn ich eine bestimmte Handlung setze oder unterlasse? — wobei nach Ausschluß der juristischen, physikalischen oder physiologischen Folgen als wesentlich nur das Verhalten der anderen Menschen in Betracht kommt — oder: Was muß ich tun (sagen, unterlassen), um ein bestimmtes Ereignis — wobei es sich wieder nur um ein menschliches Verhalten handelt — herbeizuführen? Aufgabe der Individualpsychologie ist es also zunächst, die psychologischen Folgen einer Handlung und die Mittel zur Herbeiführung eines psychologischen Verhaltens zu bestimmen. Aufgabe der Individualpsychologie ist es aber auch, unter der großen Zahl der möglichen Handlungen und herbeizuführenden menschlichen Reaktionen eine engere Wahl zu treffen, eben jene auszuwählen, die als „richtig“ zu bezeichnen, andere auszuscheiden, die als „unrichtig“ zu bezeichnen sind. Die Individualpsychologie gibt also, wenn sie Maximen des Handelns feststellen will, auch eine bestimmte Orientierung.

Woher stammt diese Orientierung?

Sie ist nicht ethischer Natur. Denn es fehlt ihr das Kategorische jeder Ethik. Mit Recht weist Kant darauf hin, daß eine Ethik ohne Gottesidee nicht denkbar ist. Gott, das „Ideal des höchsten Gutes“, ist jene Sphäre, von der aus einzig ein unbedingtes „Du sollst“ gesprochen werden kann. Die individualpsychologische Orientierung stammt aus der Biologie des Menschen. Sie nimmt als gegeben die

Tatsache, daß die Menschen nie anders als in Gemeinschaften lebensfähig waren. Sie schließt daraus, daß menschliche Handlungen und Ziele nur dann „richtig" sein können, wenn sie dem Individuum und der Gemeinschaft dienen. Da der einzelne der Gemeinschaft angehört, so dient jede Handlung, die die Gemeinschaft fördert, gleichzeitig auch ihm, ist also auf jeden Fall „richtig". Dagegen können Handlungen, die nur dem Individuum dienen, nur dann „richtig" sein, wenn sie der Gemeinschaft nicht schaden. Handlungen, die der Gemeinschaft schaden, schaden eben dadurch auch dem einzelnen, der ihr auch dann angehört, wenn er etwas gegen sie tut.

Diese individualpsychologische Orientierung ist weder Egoismus noch Altruismus, oder sie ist beides. Sie ist also allgemeiner als jede Ethik. Sie bedarf des Imperativs nicht, da es keinen Menschen gibt, keinen geben kann, der das nicht wollte: Mensch sein im biologischen Sinne. Jeder scheinbare Widerspruch gegen diese Orientierung läßt sich als ein Mißverständnis erweisen. Die Auflösung dieser Mißverständnisse ist die individualpsychologische Pädagogik und Therapie.

Die Gemeinschaft ist etwas Überindividuelles, räumlich und zeitlich praktisch Unbeschränktes. Man kann sie natürlich beschränken: auf einen zweiten Menschen, mit dem und für den man lebt, auf eine Familie, auf ein Volk, eine Rasse. Aber man wird sich bei jeder derartigen Beschränkung damit abfinden müssen, die etwaigen Folgen zu tragen, die dann eintreten müssen, wenn man der höheren Gemeinschaft, der man, ohne davon Notiz zu nehmen, auch angehört, zuwiderhandelt. Die überwiegende Mehrheit der Menschen beschränkt ihr Gemeinschaftsgefühl im wesentlichen auf die Familie. Der höheren Einheit, dem Staat, gegenüber begnügt sie sich mit der Einhaltung der geschriebenen Gesetze. Es ist zweifellos, daß dies unter unseren bestehenden sozialen Verhältnissen eine tragfähige Basis des persönlichen Lebens darstellt. So ist es verständlich, daß etwa ein skrupelloser Kaufmann, der der Gemeinschaft seiner Mitbürger, wenn auch unter Wahrung der Gesetze, vielfach Schaden zufügt, noch immer „richtig" lebt, insoferne er überzeugt ist, mit gesetzlich zulässigen Mitteln für seine Familie zu sorgen.

Anders steht es mit dem, der für niemanden sorgt und dem schrankenlosen Lebensgenuß oder dem Machtgewinn zuliebe Reichtümer sammelt. Es ist kein Zweifel, daß diese Zielsetzungen niemals zu endgültiger Befriedigung führen können. Es sind Schrauben ohne Ende oder Sackgassen. Einem Patienten, der, von Jugend auf ohne Zutrauen zu sich, das Ziel verfolgte, mühelos, also etwa durch Börsenspiel, zum reichsten Mann der Stadt, des Staates, der Welt zu werden, legte ich die Frage „Was dann?" vor. „Ich muß gestehen," war die Antwort, „weiter habe ich nie gedacht, weiter wollte ich nicht denken, das war mir unangenehm." Dem entspricht, wie leicht ersichtlich, eine platte pessimistische Weltanschauung: wir leben bloß, um zu sterben, also lassen wir's uns gut gehen, genießen wir, was sich bietet. Wer gewohnt ist, weniger auf die Worte als auf die Melodie zu achten, wird hinter diesen fälschlich dem Epikur zugeschriebenen Grundsätzen eine tiefe Entmutigung vernehmen. Wer nicht, wie unser Patient, in früher Jugend den Glauben an sich verloren hat, schlägt diesen falschen Weg nicht ein. Es ist zugegeben, daß der eben geschilderte Pessimismus als Lebensanschauung auch bei durchaus brauchbaren Menschen und guten Familienvätern gar nicht selten ist. Aber wir sind ja gewohnt, nicht darauf zu achten, was einer denkt und sagt, sondern was er tut. Es ist wohl nur ein kleiner, praktisch belangloser Rest von Feigheit und Verantwortungsscheu, wenn viele Menschen, die ihrer Aufgabe innerhalb der Gemeinschaft recht gut nachkommen, dies durchaus nicht wahrhaben, sich darauf nicht festlegen lassen wollen. Irgendwie entspricht es ihrem Ideal geistiger Überlegenheit, „unmoralisch", zynisch zu sein. Es ist vermutlich eine natürliche Reaktion auf den unverdaulichen und lebensfremden Moralunterricht der Religionslehrer aller Konfessionen, daß „gut", „schwach" und „dumm" dem der Schule Entwachsenen als Synonyma gelten. Und auch zu Hause heißt „brav sein" soviel wie „sich der Autorität beugen,

keinen eigenen Willen haben, immer gehorchen", also immer draufzahlen. Kein Wunder, daß dann der Erwachsene sich über moralische Grundsätze lustig macht, die auch in der herkömmlichen ethischen Fassung viel Richtiges enthalten. Aufgabe der Erziehung wäre es, die Orientierung im Sinne des Gemeinschaftsgefühles dem Kinde von Anfang an als „Logik des Lebens" beizubringen. Dann würde der Zwiespalt zwischen Lebensführung und Weltanschauung, der jetzt so allgemein ist, nicht entstehen.

Mancher, der den Weg zur Ehe nicht gefunden hat, findet den zur größeren Gemeinschaft. Wissenschaftliche, humanitäre, politische, künstlerische Tätigkeit gibt ihm den „Sinn des Lebens". Viele gesellen sich zu ihm, denen der Kreis der Familie als Aufgabe nicht genügt. Der Einwand, daß es sich hier nur um Befriedigung des persönlichen Ehrgeizes handelt, liegt nahe. Dem ist zu entgegnen, daß in all jenen Fällen gewiß „auch" der persönliche Ehrgeiz eine wesentliche Rolle spielt — doch sag' ich nicht, daß das ein Fehler sei. Nur wo dieser eigensüchtige Ehrgeiz allein am Werke ist, jener Ehrgeiz, der den Erfolg im Beifall des Publikums und nicht in der Leistung sieht, da wird sich wieder jene Schraube ohne Ende herstellen, die zum Unglück führt. Die Frage „Was dann?" bleibt auch hier unbeantwortet. Dagegen erweist sich die Befriedigung in der Leistung erst dann als tragfähig, wenn der äußere Erfolg ausbleibt. Wie konnten es Beethoven, Wagner, so viele andere aushalten, ein Leben lang von Mißerfolg zu Mißerfolg zu schreiten, wenn sie nur „Ehrgeizige" waren? Welcher Dämon trieb Richard Wagner dazu, von seinen ersten Opern aus, die noch einigen Erfolg hatten, einen neuen Stil zu entwickeln, den kein Mensch verstehen wollte, über den man sich lustig machte? Die Geduld auf den späteren Erfolg, der vielleicht erst nach dem Tode eintritt, zu warten, bringt doch wohl nur derjenige auf, dem sein Werk seine Aufgabe bedeutet, ganz gleichgültig, was die anderen dazu sagen. In dieser Hingabe an die Leistung aber liegt eben das, was wir — hier gewiß unzulänglich — als Gemeinschaftsgefühl bezeichnen. Welchen Sinn der Weltanschauung des Künstlers seinem Schaffen unterlegt, ist auch da wieder gleichgültig. Manche werden unserer Meinung nahekommen, indem sie erklären, sie arbeiteten für die Nachwelt. Das ist ja nichts anderes als die überindividuelle, zeitlose Gemeinschaft. Andere mögen ihr Schaffen irgendwie religiös interpretieren. Ja, wir werden auch die „Zyniker" unter den Künstlern nicht abkanzeln wollen, die behaupten, sie schüfen ihre Werke nur für sich. Sie tun es in Wahrheit ebensowenig für sich, als der brave Bürger und Familienerhalter, von dem wir oben sprachen, daß er nur lebt, um zu genießen. Die Hauptsache ist, daß sie schaffen. Daß sie dabei sich selbst nicht verstehen, ist ein kleiner Fehler, der nicht ins Gewicht fällt.

Verfehlt wird der Sinn des Lebens von jenen entmutigten Ehrgeizigen, die sich Künstler nennen und nie etwas fertigbringen, jenen Hjalmar Ekdal-Menschen, die eine Lebenslüge brauchen, um sich vom Leben zu drücken. Sie tragen die Kosten dafür. Und so bleiben wohl keinem, der sich abseits stellt, die Folgen erspart. Es mag nicht immer nach außen sichtbar sein. Da ist etwa ein großer Finanzmann, dessen Weg über Leichen ging. Er hat für niemanden zu sorgen, er läßt sich's gut gehen, seinem Einfluß beugen sich Regierungen und Staaten. Was dann? Der eine wird zum großzügigen Organisator der Wirtschaft, schafft neue Industrien, Arbeitsmöglichkeiten und Wohlstand. Der Zweite wendet sich der Politik zu und leiht seine Macht jener Idee, die er für die richtige hält. Der Dritte verschenkt die Hälfte seines Vermögens, baut Universitäten, Spitäler, Armenhäuser. Und der Vierte wird, je reicher, um so mehr zum menschenscheuen Sonderling, wagt sich nicht allein aus dem Haus, gilt für krank und leidet wie ein Kranker.

Es gilt nicht, eine neue Theodizee zu begründen. Wer Menschen mit schrankenlosem Ehrgeiz kennt — nur solche erreichen jene Höhe der stofflichen Macht — der weiß, daß es neben diesen zwei Möglichkeiten eine dritte nicht gibt: entweder sie überwinden ihren Ehrgeiz durch den Willen zur Leistung und legalisieren ihren

Erfolg durch eine Idee, oder sie werden vom Höhenschwindel erfaßt und klammern sich in peinvoller Todesangst an den Gipfel. Denn Genuß als Selbstzweck führt zum Überdruß und der Machtwille schlägt in Angst um, wenn es höher nicht mehr geht.

Ist also der „Sinn des Lebens" die Gemeinschaft? In dem Sinne, wie wir sie verstehen, gewiß. Die Erhaltung und Förderung jener höheren Einheit, der wir als Individuen selbst angehören, stellt wohl das Ziel dar. Und doch werden wir immer wieder auf Zweifler stoßen, die die Individualpsychologie von diesem Punkt an als psychologisch gefärbte Moralpredigt mißverstehen. Ein Mißverständnis, gewiß. Aber es will mir scheinen, als wäre die Individualpsychologie an diesem Mißverständnis nicht unschuldig. Das Gemeinschaftsziel ist logisch und tatsächlich unanfechtbar, aber was ihm noch fehlt, ist psychologische Lebendigkeit. Wer davon hört, denkt an Selbstlosigkeit, Nächstenliebe, werktätiges Christentum, aber er denkt nicht an das, was diesem Begriff, so wie wir ihn verstehen, ebenso notwendig innewohnt: an den Willen zur Leistung, Hingabe an die Arbeit, Schaffensdrang. Es gilt eine Formulierung zu finden, die all dieses deckt und eben darum restlos verstanden wird.

Die Formulierung, die ich im Sinne habe, läßt sich aus den Sätzen Fechners, die ich an die Spitze meiner Ausführungen gestellt habe, herauslesen. Fechner ist ein Mystiker. Wir können seinen Gedankengängen nicht wirklich folgen. Aber wir verstehen den realpsychologischen Sinn seiner Anschauung richtig, wenn wir nun sagen: DER SINN DES LEBENS IST IRGENDEINE FORM DER UNSTERBLICHKEIT.

Das besagt nichts anderes als: ein Wirken über die eigene Person hinaus. Der Wille fortzuleben, spricht sich in der Fürsorge der Mutter für ihre Kinder so gut aus wie in dem selbstvergessenen Schaffen des Künstlers. Er wirkt in dem Arzt, der seinen Beruf als Hilfeleistung für die Menschen erfaßt, in dem Lehrer, der die jungen Menschen mit seinem Geiste erfüllt, in dem Unternehmer, der Werte schafft und Arbeit gibt, in dem Politiker, der seine Idee vom Staate durchzusetzen trachtet. Man wende nicht ein, daß Ärzte, Lehrer, Unternehmer und Politiker oft, vielleicht meistens, auch unmittelbar selbstsüchtige Ziele verfolgen. Wir alle sind keine Engel. Aber insoweit als wir unseren Beruf als Aufgabe erfassen, sind wir, bewußt oder unbewußt, bestrebt, über unsere Person hinaus Werte zu schaffen und in ihnen fortzuleben. Das „Non omnis moriar" ist ein wahrhaft wirksamer Balsam für alle Enttäuschungen und Schicksalsschläge des Lebens, es ist geeignet, den Mut, der auch den Besten einmal verlassen kann, neu aufzurichten. Gewiß, es kann auch von Ehrsucht und Eitelkeit mißverstanden werden. Aber Herostratos ist, wenn er wirklich gelebt hat, als einzelner, absonderlicher Fall überliefert worden. Denn der Sinn des Lebens kann es natürlich nicht sein, daß unser Name fortlebt, so wenig als sich das Fortleben in den Kindern auf die physische Unsterblichkeit des Keimplasmas bezieht. Es gilt überindividuelle Werte zu schaffen, die den Geist verewigen, der in uns lebt.

Der Wille fortzuleben, verträgt sich mit einem vernünftigen Maße von Selbstsucht und Lusthunger. Es genügt zu wissen, daß der eigentliche Sinn des Lebens nicht in der eigenen Persönlichkeit, sondern außerhalb derselben ist, nur dort sein kann, weil dieser Körper sterben wird und der Sinn des Lebens irgendwie über den Tod hinausreichen muß. So verschiebt sich der Akzent vom Ich zur Umwelt oder vom Ich zu seinem Werk. Mit dieser Akzentverschiebung ist aber gleichzeitig von selbst gegeben, was in der Formel vom Weiterleben nicht ausdrücklich enthalten ist: das Gemeinschaftsgefühl in der Form der Rücksicht auf die Nebenmenschen. Denn wer weniger an sich und mehr an die Umwelt denkt, für den verlieren Kämpfe des Eigennutzes und des Prestiges jeden Sinn. Er wird dort kämpfen, wo es der Sache gilt, und wird wohl daran tun. Die Rücksicht auf Nebenmenschen

ist ganz wesentlich, sie folgt zwingend aus der Logik des Lebens. Aber die Formel für den Sinn des Lebens soll nicht alles, sondern nur das Positive umfassen.

Es gibt bescheidene Formen der Unsterblichkeit: leistungsfähig erzogene Kinder, ein gerettetes Menschenleben; es gibt größere: politische Leistungen, die durch einige Generationen das Leben des Volkes bestimmen und nie spurlos verschwinden können, weil alles Kommende darauf aufgebaut ist; und es gibt die ganz großen: die ewigen Werte der Kunst und Wissenschaft. Von diesen Spitzenleistungen abgesehen, ist es gewiß nur Sache des Selbstvertrauens und des Trainings, zu welcher Stufe des Fortlebens es der einzelne bringt. Wir leben, wenn wir es so verstehen, so lange als wir wollen.

Das Schicksal der Elizabeth Barrett-Browning

Von Dr. ELSE SUMPF (München)

Wir erstaunen, welch Meister in der Kunst psychologischen Erfassens der englische Dichter Robert Browning war, wenn wir uns in seinen der Öffentlichkeit übergebenen Briefwechsel*) mit der englischen Dichterin Elizabeth Barrett-Barrett, die später unter den schwierigsten Umständen ihm in die Ehe folgte, vertiefen. Gleichzeitig enthüllt sich darin uns wie ihm die Lebens- und Leidensgeschichte einer edlen Frau, die unserer Beachtung wert ist.

Das Wesentliche dieses Bildes ist eine tiefe, scheue Zurückgezogenheit, die bis zur Flucht in die Krankheit und zu Todesgedanken führt, verbunden mit einem hochherzigen Gemeinschaftsgefühl, das wir zu Beginn des Briefwechsels in der Erstarrung finden und das sich unter den Händen der Liebe, die es pflegen wie Hände des Arztes, zu ungeahnter Blüte in ihrer eigenen Liebe und Dichtung entfaltet.

Oder doch geahnt. Denn Robert Browning ahnte es. Das gab ihm die geheime Kraft.

Mögen die Briefe, soweit es auszugsweise möglich ist, selbst sprechen.

Ein kurzer Einblick in die äußere Situation, wie sie sich aus den Briefen ergibt, zuvor:

Der Briefwechsel zwischen den beiden Zeitgenossen englischer Dichtung beginnt im Jahre 1845. Elizabeth Barrett-Barrett steht zu der Zeit im 39., Robert Browning im 33. Lebensjahr. Elizabeth lebt in den oberen Räumen ihres Vaterhauses ihrer Krankheit wegen völlig zurückgezogen. Seit Jahren hat sie diese Räume nicht verlassen. Über die Krankheit erfahren wir zunächst nichts Eindeutiges. Sie lebt in guter Beziehung zu ihren Geschwistern; alle Geschwister jedoch leben in der Furcht vor dem Vater, der, obwohl ein Mann von hoher Geistesbildung, ein Schreckensregiment im Hause führt. Elizabeth, anders wie ihre Geschwister, scheinbar ein Gebot ihrer Krankheit erfüllend, hat sich in völligem Verzicht vom Leben zurückgezogen und lebt nur noch ihrer Dichtung, die in weiteren Kreisen Anerkennung findet.

Elizabeth Barrett und Robert Browning haben schon seit Jahren durch ihre Dichtungen voneinander gehört. Browning, der schon einmal den Plan eines Besuches bei Miß Barrett erwog, damals aber ihrer Krankheit wegen abgewiesen wurde, greift den Gedanken, ihr zu schreiben, beim Erscheinen ihrer neuesten Dichtungen spontan wieder auf.

*) Verlag S. Fischer, Übertragung von Felix Paul Greve.

Schon in diesem ersten Brief (Jänner 1845) spricht mehr der Mensch zum Menschen als der Dichter zur Zeitgenossin:

„Ich liebe Ihre Verse von ganzem Herzen, liebe Miß Barrett, — und dies ist kein aus dem Stegreif hingeworfener Brief, um Ihnen Komplimente zu machen..., keine prompte und selbstverständlichste Anerkennung Ihres Genies..., aus all dem wird nichts — so ist sie in mich eingegangen, diese Ihre große lebendige Poesie, von der keine Blume nicht Wurzel schlug und wuchs... Ich liebe diese Bücher von ganzem Herzen — und ich liebe auch Sie. Wissen Sie, daß ich einmal nahe daran war, Sie zu sehen?... Sie waren zu krank. Jetzt ist es Jahre her, und mir ist es, ... als sei ich nahe, so nahe! bei irgendeinem Weltwunder, in einer Kapelle oder Krypte, gewesen — nur ein Vorhang beiseite zu ziehen, und ich hätte eintreten können...“

Elizabeth Barrett-Barrett:

„Ich danke Ihnen vom Grunde meines Herzens, lieber Mr. Browning. Sie wollten mir mit Ihrem Briefe Freude machen — und, selbst wenn Sie Ihren Zweck nicht erreicht hätten, müßte ich Ihnen danken. Aber Sie haben ihn vollkommen erreicht...“

„...Ist es wirklich wahr, daß ich dem Vergnügen und der Ehre Ihrer Bekanntschaft so nahe war? Und ist es möglich, daß Sie mit irgendwelchem Bedauern auf die verlorene Gelegenheit zurücksehen? Jedoch — Sie wissen — wenn Sie die Krypte betreten hätten, hätten Sie sich erkälten oder todmüde werden und sich tausend Meilen fortwünschen können; und das wäre schlimmer gewesen als sie zu durchreisen... Aber ... ich sollte lieben hoffen (und ich tue es), daß ich, was ich einmal bei einer Gelegenheit verloren habe, bei einer zukünftigen wieder gewinnen möge. Der Winter schließt mich ein wie einen Siebenschläfer; wir werden sehen: im Frühling; und mir ist so viel besser, daß es scheint, ich wende mich der Außenwelt wieder zu...“

Browning:

„... Sie werden, so hoffe ich, nie wieder von der ‚Ehre meiner Bekanntschaft‘ sprechen, aber ich wende freudig auf den Genuß Ihrer Freundschaft und den Frühling und meine endliche Besichtigung der Kapelle warten!“

Der Briefwechsel wird mit stillschweigender Selbstverständlichkeit fortgesetzt, mit kurzen Pausen, zunächst als kameradschaftlich-literarische Unterhaltung. Bald werden auch ernste, tief ins persönliche Schicksal greifende Fragen angerührt.

Ende Februar erinnert Browning an die ihm zugesagte persönliche Begegnung:

„Wirklicher, warmer Frühling, Miß Barrett, und die Vögel wissen es; und im Frühling werde ich Sie sehen, werde ich Sie sicher sehen...“

Wir hören Elizabeths unwillkürliches Zurückschrecken aus ihrer Antwort heraus:

„Ja, aber, lieber Mr. Browning, ich wünsche den Frühling nach dem ‚neuen Stil‘... ich bin skeptisch geworden gegen die ‚Stimme der Tauben‘: die Ostwinde blasen so laut. ... ein wenig später kommt mein Frühling; und nach so strengem Wetter, dem ich kaum noch mit dem Leben entgangen bin, muß ich noch dankbar sein, wenn er überhaupt noch kommt... O dies Leben, dies Leben! Es gibt Trost in ihm, sagt man, und ich glaube es fest — aber der hellste Platz im Hause, der ist, wo man sich zum Fenster hinauslehnt — wenigstens für mich...“

Browning:

„Liebe Miß Barrett — es scheint, ich finde plötzlich... daß mit den vielen Oktaven von ganz neuen, goldenen Saiten, um die Sie den Umfang meiner Lebensharfe vermehrt haben, auch eine so tragische Saite hinzugekommen ist! Die, welche Sie im Anfang des Briefes so leise berührten: ‚kaum mit dem Leben entgangen‘ usw... Sind Sie nicht schon meine liebe Freundin...? Und ich bitte Sie, lehnen Sie sich nicht ‚zum Fenster hinaus‘, solange mein Fuß erst auf der Treppe ist; warten Sie ein wenig...“

Elizabeth:

„... Aber ... Sie müssen nicht meinen, daß ich zu der Philosophie neige, die die Welt durch Dunkel ansieht statt durch Licht und in Klagen von ihr redet. ...Was wir das Leben nennen, ist eine Verfassung der Seele und die Seele wächst in Glück und Weisheit, wenn sie es nicht durch eigene Schuld verwirkt. Diese Tränen in unseren Augen, diese Schwäche des Fleisches werden solches Wachstum nicht hindern.

Und ich freue mich, wenn ich Zeugnisse höre wie Ihres, Zeugnisse des Glücks... Doch es ist auch klar, daß Ihnen bis zum heutigen Tage die großen natürlichen Betrübnisse erspart geblieben sind, gegen die wir fast alle früher oder später zu kämpfen und zu ringen aufgerufen werden — sonst wäre Ihr Schritt ‚auf der Treppe' nicht ganz so leicht. Und so, lieber Mr. Browning, wenden wir uns an Sie um Trost und freundliche Ermunterung..."

Bald darauf:

„... ich habe mich wirklich nicht sehr wohl befunden und nicht viel Mut gehabt, es zu sagen... Aber ich sollte nicht murren... Ich werde nur schwächer als gewöhnlich und lerne meine Lehre, daß ich sterblich bin, in einem Winkel... Und was das angeht, daß ich Sie sehen werde, so bemerke ich, daß Sie mir mißtrauen und daß Sie vielleicht meine Krankhaftigkeit durchschauen und erraten, wie ich, wenn der Moment kommt, ein lebendes menschliches Gesicht zu sehen, an das ich nicht gewöhnt bin, wie ich dann zurückschrecke und im Geist erbleiche. Ja? Sie haben Erfahrung in der Natur der Menschen und wissen, welche Folgen ein so abgeschlossenes Leben wie meines hat — trotz all meiner schönen Philosophie über soziale Pflichten und dergleichen mehr; — ... wenn Sie meinen, ich möchte Sie nicht sehen, so sind Sie trotz all Ihrer Erfahrung im Unrecht. Aber ich werde mich anfangs fürchten. Sie sind Paracelsus, und ich bin eine Einsiedlerin mit Nerven, die alle auf der Folter gebrochen sind und jetzt lose hängen — und bei jedem Schritt und Atemzug beben...

Sie scheinen vom vollen Becher des Lebens getrunken zu haben, während die Sonne darauf schien. Ich habe nur innerlich gelebt; oder mit dem L e i d e n als starker Erregung. Vor dieser Abgeschlossenheit durch meine Krankheit war ich auch abgeschlossen... Ich bin auf dem Lande aufgewachsen — hatte keine gesellschaftlichen Verbindungen, hatte mein Herz in Büchern und Poesie und meine Erfahrung in Träumen. Meine Sympathien fielen wie eine unbefestigte Gaißblattranke zu Boden. Es war ein einsames Leben, grün wie das Gras ringsum... Und so verstrich und verstrich die Zeit und später, als meine Krankheit kam und es war, als ob ich am Rande der Welt stände und alles sei abgetan und keine Aussicht vorhanden (so schien es eine Zeitlang), je wieder die Schwelle eines Zimmers zu überschreiten; ja, da kam ich wohl dazu, mit einiger Bitterkeit daran zu denken (nachdem mir der größte Kummer meines Lebens Raum und Zeit zum Atmen gegeben hatte), daß ich blind in diesem Tempel stand, den ich verlassen wollte — daß ich kein menschliches Wesen gesehen hatte — daß meine Brüder und Schwestern von der Erde mir Namen waren... Ich war wie ein Sterbender, der Shakespeare nicht gelesen hat, und es war zu spät! Verstehen Sie? ... Mir ist, als lebte ich, wenn ich schreibe — es ist für mich das Leben. Was heißt denn Leben? Nicht essen und trinken und atmen — sondern leidenschaftlich und freudig in allen Fiebern des Daseins in sich das Leben fühlen. Und so lebt man sicherlich beim Dichten... Im übrigen kommt natürlich eine Reaktion, und in meinem besonderen Fall ist die Reaktion ... höchst schmerzlich. Ich habe noch kein Gedicht geschrieben, das man mich nicht in Stücke zu reißen hätte überreden können, wenn man mich im rechten Moment gefaßt hätte. Ich leide an zeitweiliger Demut, versichere ich Sie.

Wie amüsant, von sich zu reden; da Sie aber mich ‚versucht haben und ich aß', so bitte ich Sie um Ihre Langmut ob meiner Sünde..."

Wir vermuten: hier handelt es sich um mehr als ein körperliches Leiden. Offenbar fehlten in dieser einsiedlerischen Jugend echte, warme Beziehungen, die der Seele Halt gegeben und die Jugendliche hinausgeleitet hätten ins Leben. Erschütternd klingt die Klage: daß ich blind in diesem Tempel stand, den ich verlassen wollte!

Aber war hier nur ein Mangel? Oder war noch eine Macht im Spiele, die die junge Seele zurückschreckte ins verborgene Innenleben, lähmte und mutlos machte? Woher die „zeitweilige Demut"? Woher das Erbleichen vor einem ungewohnten menschlichen Angesicht? Zeugen sie nicht von Schwankungen des Selbstgefühls, die tiefer und entscheidender sind als jene, die wir in jeder natürlichen Entwicklung finden?

Und was tat er, der „Arzt" und Freund, der hier das Wort hat? Er versteht es, so vertrauenerweckend zu der Freundin zu reden, daß sie weiter „sündigt", das heißt, sich mehr und mehr erschließt.

Browning ist zu dieser Zeit vermutlich durch einen gemeinsamen Freund über die Ereignisse der Vergangenheit, das heißt vor allem die der Krankheit, unter-

richtet. Entnehmen wir aus einer Biographie des Übersetzers der „Portugiesischen Sonette“ Hans Böhm*) die wichtigsten Einzelheiten: Wir erfahren dort, daß Elizabeth mit 14 Jahren einen verhängnisvollen Unfall erlitt. „Eine eifrige Reiterin, sattelt sie eines Tages hastig ihr Pony, verliert beim Heben des Sattels das Gleichgewicht und stürzt rückwärts, wobei sie sich das Rückgrat verletzt. Es stellen sich Zustände teilweiser und zeitweiliger Lähmungen ein, die mit gelegentlichen Besserungen 25 Jahre gedauert haben... Zuweilen muß sie wochenlang aus dem Bette gehoben werden; ein andermal kann sie ein halbes Jahr nur flüstern...“ Wie Böhm richtig vermutet, konnte es sich im Hinblick auf die später — nach Brownings Eintreten in ihr Leben — erfolgenden Besserungen „nicht um dauernde organische, sondern um funktionelle Störungen handeln, die der Sturz auslöste und allzu nachgiebige Behandlung entwickelte“.

Wir dürfen vielleicht vom Standpunkt heutigen ärztlichen Wissens annehmen, daß damals (1820) eine genaue Abgrenzung der Art der Störung noch so wenig gelang, daß durch besorgte Überbetonung des organischen Anteils des Leidens von seiten des Arztes eine suggestive Beeinflussung und Entmutigung veranlaßt sein konnte.

Bald nach dem Sturze zeigte sich auch noch ein Lungenleiden, das nie ganz ausheilte, aber dennoch in Elizabeths späterem Leben größere körperliche Leistungen zuließ.

Wieweit Browning selbst die Natur dieser Leiden zu beurteilen vermochte, können wir nicht ermessen. Jedenfalls aber findet seine Freundschaft den Weg, in geduldiger Ermutigung ihren Glauben an ihre Gesundung zu erwecken und zu befestigen.

Vorläufig spricht ihre Mutlosigkeit, ihr schwankendes Selbstgefühl vernehmlich auch in ihrer Beziehung zu Browning selbst. Bei abermaliger Erinnerung an den ihm versprochenen Besuch wendet Elizabeth aus wachsendem Bangen heraus ein:

> „Es ist nichts an mir zu sehen noch von mir zu hören — ich habe nie plaudern gelernt wie Sie in London... Wenn meine Dichtung für irgendein Auge irgend etwas wert ist, so ist sie die Blume von mir. Ich habe am meisten in ihr gelebt und bin am glücklichsten in ihr gewesen; daher hat sie all meine Farben; was ich sonst bin, ist nichts als eine Wurzel, die in den Boden und in das Dunkel gehört. Und wenn ich all diesen Egoismus schreibe, so geschieht es aus Scham und weil ich mich schäme, daß Sie so viel Aufhebens von etwas machen, das es nicht wert ist, und weil Sie überschwenglich sind, daß Sie sich so viel aus einer Erlaubnis machen, die Ihnen nachher nichts sein wird...“

Wir erkennen die „zögernde Attitüde“, die wachsende Angst, den Freund zu enttäuschen, so daß sie das Ereignis hinauszuschieben versucht — einzig gemildert durch das bereits gefaßte Vertrauen:

> „...wir werden plaudern; oder Sie werden plaudern und Sie werden versuchen, nachsichtig zu sein und mich so gern zu haben, wie Sie können...“

Erst im Mai kommt die erste Begegnung zustande. Es besteht schon vor diesem ersten Sehen eine tiefe Beziehung zwischen beiden. Browning hat offenbar von Anfang an die Bedeutung dieser Beziehung empfunden. Wir können das auch aus der Tatsache schließen, daß er eine geplante Reise nach Italien nach Beginn des Briefwechsels aufgegeben hat. Nach dem ersten Besuch spricht er zu Elizabeth von seiner Liebe in einem Brief, der von ihm selbst auf Elizabeths Wunsch vernichtet wurde.

Elizabeth:

> „Sie wissen nicht, was für Schmerz Sie mir bereiten, wenn Sie so wild reden... Sie haben einige leidenschaftliche Dinge gesagt..., Einbildungen — die Sie nicht wieder sagen, noch auch widerrufen werden, sondern sogleich vergessen und auf immer... Wenn Sie aber ein Wort der Antwort hierauf versuchen sollten, so darf ich..., so will ich Sie nicht wiedersehen... Sie werden

*) Kunstwart-Bücherei, München 1923.

es nicht sagen... und ich werde Ihnen diese Ruhe als eine von vielen Gaben danken..."

Browning versteht es, mit freundlichen Worten sich anscheinend wieder zurückzuziehen, um den vorangegangenen Brief auf „seinen rechten und relativen Platz als ein einfaches: Ich danke Ihnen" hinuntersinken zu lassen.

Elizabeths Erschrecken ist uns nicht überraschend. Von ihrem erschütterten Selbstgefühl, ihrem tiefen Hang zur Distanzierung haben wir keine andere Antwort erwartet. Dieser Ruf der Liebe hätte sie ins Leben hinausführen müssen, dem sie vorläufig unvorbereitet und ihrem Gefühl nach wehrlos gegenübersteht.

Browning, entfernt davon, sich kränken oder irreleiten zu lassen, verhält sich so, wie wenn er sich die Losung: „Ich hab' mein Sach auf nichts gestellt" zur Richtschnur genommen habe. Seinen unverminderten Wunsch, die geliebte Frau zu gewinnen, weiß er zurückzustellen, um der freien Entwicklung ihrer Gefühle kein Hindernis in den Weg zu legen.

Der Briefwechsel geht lückenlos weiter; auch die Besuche werden nun mit Regelmäßigkeit fortgesetzt. Brownings unermüdliches, behutsames, freundliches, aber nicht offen ausgesprochenes Werben trägt dazu bei, Elizabeths erschüttertes Selbstgefühl zu heben. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir in Elizabeths wiederholter Weigerung den ihr unbewußten Wunsch am Werke sehen, sich der Liebe des — wohl auch schon geliebten — Mannes tiefer zu versichern. Wir können trotzdem die Echtheit ihrer Einwände nicht bezweifeln, insoferne als sie es wirklich nicht verantworten zu können glaubt, ihr durch Krankheit belastetes Leben dem Freunde aufzubürden. Inwieferne diese Krankheit selbst ihr zur schützenden Mauer dient, nicht ins Leben hinauszutreten, entzieht sich ihrem Bewußtsein. — Jedenfalls führt die kontinuierliche Beziehung beider zueinander zu immer tieferer Verknüpfung. Keinem entgeht ein Wort des anderen. Und wir finden selten ein liebevolleres Eingehen auf Freuden und Nöte des anderen, wie es hier von beiden Seiten gegeben und empfangen wird.

Im August des Jahres gibt Elizabeth dem Freunde Einblick in die Ereignisse ihres Lebens, die die tiefsten Spuren darin hinterließen:

> „..ein Zufall (soweit irgend etwas Zufall ist) hat es während meines ganzen Lebens gewollt, daß mein eigenes Gefühl von Recht und Glück in allen wichtigen Punkten offenen Handelns niemals dem von mir geforderten Gehorsam entgegengelaufen ist..., während ich und wir alle in nicht ganz öffentlichen Dingen bisweilen dazu neigen, bis zur Grenze unseres Handlungsvermögens bei geschlossenen Türen und Fenstern zu handeln, ohne auf Kenntnisnahme oder Erlaubnis zu warten. Ah! — und dies Letzte ist vielleicht von allem das Schlimmste! Zur Heimlichkeit vor dem Herzen gezwungen zu werden, das uns von Natur aus am nächsten steht; und von der natürlichen Quelle des Rates und der Kraft fortgezwungen zu werden! — und dann, die Unredlichkeit, — die Feigheit, — die ‚Laster von Sklaven'... Aber was sie nicht sehen... das ist die tiefe weiche Liebe hinter all diesen patriarchalischen Ideen von Beherrschung erwachsener Kinder ‚auf dem Weg, den sie gehen müssen'... Das Übel liegt im ‚System' — und er hält es einfach für seine Pflicht, wie die Könige der Christenheit zu herrschen, nach göttlichem Recht."

Wir wissen nun, was wir zu erfahren erwarteten. Ein Vater, der nach einem solchen „System" erwachsene Kinder beherrscht, muß diese auch in frühen Jahren durch seine Gewaltherrschaft in die Distanz getrieben haben. Hier haben wir die bestimmenden Einflüsse. Es scheint das Distanzierungsbedürfnis bei Elizabeth, der ältesten Tochter, am stärksten ausgeprägt zu sein, während die Geschwister mehr in der — geheimen — Opposition leben. Vielleicht hatte sie als Älteste den stärksten Ansturm der väterlichen „Erziehungskunst" auszuhalten. Auch Unfall und Krankheit kamen im Sinne weiterer Entmutigung hinzu. Böhm erwähnt, daß Ankunft und Abreise des Vaters ihr Befinden beeinflußten. Die Krankheit eignete sich — unbewußt — zu einem Mittel, Liebe und Anerkennung des Vaters bis an die Grenze des Möglichen dennoch zu erringen. Wir nehmen an, daß das „System" des Vaters der Ausdruck seiner eigenen Konflikteinstellung zum Leben

ist und daß das Maß seiner Tyrannei dem Maße seiner Geltungsangst entspricht. Elizabeth, obwohl aufs äußerste zurückgestoßen, fühlt den guten Kern unter der Rinde; sie kämpft auch bewußt um die Beziehung zum Vater.

Jänner 1846:

„... Ich glaube, ich bin sicher, ich habe ihn mehr geliebt als seine übrigen Kinder. Ich habe die Quelle im Felsen gehört und mein Herz hat sich durch den Stein zu ihm hineingekämpft... zurückgestoßen... zurückfallend... und hat sich wieder hineingewendet und hat sich angeklammert! Ich wußte, was in ihm vortrefflich ist und liebte ihn innig als den einzig Lebenden von meinen Eltern, und auch um seiner selbst willen, trotz der Härte und trotz des elenden ‚Systems', das ihn noch härter erscheinen läßt... Dann kamen die Prüfungen der Liebe, dann wurde ich zu oft zurückgestoßen..., mußte leiden im Leiden derer neben mir, wurde durch kleine tägliche Verdrießlichkeiten und Ängste niedergedrückt, von denen jedoch eine elastische Liebe sich wieder erheben kann. Aber meine Freundinnen pflegten zu sagen: Du siehst aus wie gebrochen — und es war wahr. Mitten dahinein kam meine Krankheit, und als ich krank war, wurde er weicher und ließ mich näherkommen als ich je gewesen..."

„... Die Liebe ist mir von Natur so viel — sie ist es allen Frauen! Und es war mir so viel, daß ich endlich sicher war, er liebte mich, und ich vergaß allen Tadel und riß alles Unkraut aus aus jener letzten Illusion meines Lebens..."

Bis sie vom Vater abermals zurückgestoßen wird: „weiter als je". Und doch vermag sie es, über sich selbst hinweg, die Dinge von einer höheren Warte aus zu sehen:

„... Laß es vorbeigehen. Wir können durch noch so viel Worte nichts ändern. Schließlich ist er das Opfer. Er isoliert sich — und ab und zu fühlt er es... das kalte, tote Schweigen rings, das die Wirkung eines unglaublichen Systems ist. Wäre er nicht stärker als die meisten Menschen, so könnte er es nicht tragen, wie er es trägt."

Welche verborgene Tragik in Menschenschicksalen enthüllt sich hier vor unseren Augen! Dieser Mann ist im Begriff, nicht nur sein eigenes Leben zu zerstören. Hören wir, was Elizabeth über sich selbst sagt:

„... Aber ich habe an seiner Rastlosigkeit gelitten, die mich fast zum Wahnsinn getrieben hat: eine Zeitlang hatte ich die Fähigkeit zu schlafen ganz verloren — und selbst am Tage ist das beständige, schmerzhafte Gefühl der Schwäche unerträglich gewesen — abgesehen vom Herzklopfen — als ob das Leben, statt dem Körper Bewegung zu geben, unvermindert in ihm gefangen wäre und machtlos gegen alle Fenster und Türen schlüge und flatterte, um hinauszukommen..."

Den Kampf, der hier von einer Menschenseele gekämpft wird, spüren wir heraus aus den Äußerungen des Unterliegens wie aus denen der Fassung:

„... ich bedauere, nie zu wissen: ich meine, ich möchte nie mein Wissen von etwas ungeschehen machen... wäre es auch der Geschmack der Äpfel am See des Todes!..."

Es ist ja nicht nur die Liebe, die der Vater ihr entzogen hat; er hat damit auch ihr Selbstvertrauen in seinen Tiefen erschüttert.

Das gibt sie selbst zu, als sie Browning vom Tode ihres Lieblingsbruders schreibt, den sie „ohne Vergleich und Nebenbuhlerschaft auf der ganzen Welt am meisten geliebt hatte". Ihres Leidens wegen wurde sie von den Ärzten ans Meer geschickt, wohin der Bruder sie begleitete. Als dieser vom Vater zurückgerufen werden sollte, machte die zur Pflege Elizabeths anwesende Verwandte dem Vater Vorstellungen, er werde der Tochter das Herz brechen, indem er Eduard von ihr entferne:

„... Als ob Herzen so gebrochen würden! Ich habe seitdem voll Bitterkeit daran gedacht, daß mir das Herz um ein gut Teil mehr nicht gebrochen ist. Und Papas Antwort war — sie ist mir wie mit Feuer eingebrannt — unter solchen Umständen weigere er sich nicht, seinen Befehl aufzuheben, aber er erachte es als sehr unrecht von mir, so etwas zu fordern..."

Der Bruder bleibt. Aber das Schicksal will es, daß er danach mit Freunden zum Segeln geht und keiner von ihnen zurückkehrt.

„...er liebe mich mehr als sie alle und er wolle mich nicht verlassen..., sagte er... Und zehn Tage darauf hatte das Boot die Küste verlassen, das nie zurückkehrte...“

„...O die furchtbare Qual der drei Tage! ...Das Meer vor dem Fenster war wie dies Papier so glatt — und meine Schwestern zogen die Gardinen zurück, damit ich selber sehen konnte, wie glatt das Meer war und wie es niemand schaden könnte — und andere Boote kamen zurück... Ich sühnte all meine früheren schwachen Tränen dadurch, daß ich nun keine einzige vergießen konnte... Ich mache mir nicht mehr mit so beißenden Gedanken Vorwürfe, wie ich sie einstmals hatte — ich weiß, daß ich für ihn zehnmal gestorben wäre — ... trotzdem werden Sie aus dem, was ich Ihnen erzählt habe, verstehen, wie damals die Feder des Lebens in mir zu brechen scheinen mußte..., und daß ich den Glauben verlor..., daß ich den Glauben an mich verlor..., und das habe ich in einigen Punkten gänzlich getan...“

Wenn ihr auch keine offenen Vorwürfe gemacht wurden, so hatte doch der vorangegangene Ausspruch des Vaters ihr einen Teil der Verantwortung an dem Ereignis auf die Schulter gelegt.

Es ist Brownings verstehende und doch gelassene Art, die ihr das Vertrauen entlockt, zum ersten Male einen Menschen in ihrem Leben lesen zu lassen wie in einem aufgeschlagenen Buch. Browning beantwortet diese letzten vertrauenden Mitteilungen mit einem neuen Versuch, Elizabeth seine Liebe zu erklären:

„...Ich glaube absolut rückhaltlos an Sie... Lassen Sie mich jetzt sagen — dies eine Mal — daß ich Sie von ganzer Seele liebe und Ihnen mein Leben gab, so viel Sie davon nehmen mochten — und all das ist geschehen und läßt sich jetzt nicht ändern; es war der Natur seines Wesens nach völlig unabhängig von irgendeiner Gegenneigung Ihrerseits...“

Und er fügt eine Versicherung hinzu, die wohl zum Schönsten gehört, was Menschen über ihre gegenseitige Beziehung sagen können:

„...wie es jetzt steht, macht die Versicherung Ihrer Freundschaft, der vertrauliche Umgang, den Sie mir gewähren..., die wahrste, tiefste Freude meines Lebens aus, eine Freude, die ich nie für vergänglich halten kann, so lange wir leben, weil ich weiß, daß ich wenigstens Sie willentlich nicht betrüben könnte — und Sie dagegen, Ihre Güte und Ihr Verständnis werden stets jedem unfreiwilligen oder aus Unwissenheit begangenen Fehler auf den Grund sehen — werden mir immer helfen, ihn wieder gutzumachen... Und... was Sie mir von Ihrer Zuneigung geben könnten und wollten, das würden Sie edel und einfach als eine Geberin geben...“

Und dennoch sind wir nicht erstaunt, daß Elizabeth die tiefe, ernste Liebe, die sich ihr in dem Augenblick, in dem sich ihre Verlassenheit auf dieser Erde enthüllt, ritterlich anbietet, auch jetzt nicht anzunehmen vermag:

„...Und wenn Sie mir noch tausend solcher Worte mehr sagten, wie könnten Sie die Zukunft oder Gegenwart beeinflussen, wenn ich die Absicht habe, die mögliche Wandlung ihrer Gefühle mir und Ihnen vor Augen zu halten. Können Sie mich hindern, mit allen Türen offen zu sitzen, wenn ich es für richtig halte? ...In jedem Falle werde ich meinen eigenen Anteil an den Ereignissen dieses Sommers nie bereuen und Ihre Freundschaft wird mir bis zum letzten teuer sein..., ich würde nicht aus unwürdigen Motiven das zu sagen vermeiden, was Sie zu hören irgendwelchen Anspruch hätten. Aber was könnte ich sagen, was nicht ungerecht gegen Sie wäre? Ihr Leben! Wenn Sie es mir gäben und ich legte mein ganzes Herz hinein; was wäre es, als Angst und größere Traurigkeit, als Sie zu tragen geboren sind? Was könnte ich Ihnen geben, das zu geben nicht unedel wäre?...“

Das „Zwiegespräch“ der Briefe wird immer mehr zu einem unaufhaltsamen Bemühen zweier Menschen, einen gangbaren Weg zueinander zu finden, bis an die jedem durch seine Vergangenheit und Entwicklung gegebene Grenze.

Für Elizabeth schließt das vorläufig noch die „zögernde Attitüde“ ein: edle Zurückhaltung; dahinter — ihrer Selbsteinschätzung gemäß — Angst, zu enttäuschen, in der auch das vielleicht überbetonte Streben enthalten ist, des Freundes würdig zu sein. In allem: Sicherungsbedürfnis: „mit allen Türen offen zu sitzen“.

Steht sie nicht „vor den Toren des Lebens“? Und hat ihr ihre Vergangenheit nicht bisher wenig Mut gemacht, durch diese Tore einzugehen?

Ja, hat sie nicht schon einmal im Leben als Frau eine entscheidende Niederlage erlebt, ist sie nicht schon einmal als Frau vom Manne nicht angenommen worden? Nämlich als Tochter vom Vater. Wir verstehen ihre Befürchtung, die Situation könne sich wiederholen und ihr Selbstgefühl um so tiefer verwunden. Nehmen wir dazu das Eheverbot des Vaters, der seinen Kindern „eine Sorte von Gefühlen“ untersagte, so können wir den Druck ermessen, gegen den zu kämpfen sie „aufgerufen“ wurde.

Browning jedoch versteht es, sorgend, ratend, ermutigend, sie den Weg zum Leben und zur Gesundheit zu führen. Auf seinen Ansporn lernt sie es wieder, auszugehen und Treppen zu steigen. Und wir könnten meinen, er sei ein Kenner der Individualpsychologie und des „positiven Training“ gewesen. Er schreibt einmal, als der Vater Elizabeth eine von den Ärzten verordnete Reise untersagt:

„... wahrlich, Sie mögen nie empfinden, was ich zu ertragen habe, wenn ich so ganz machtlos und schweigend zusehen muß, während Sie dieser Behandlung unterworfen werden, die zu charakterisieren ich ablehne — so blind ist sie vor Blindheit..., ich achte noch die zweifelhaftesten Launen der Liebe, wenn sie nur das geringste Stichwort für die alles rechtfertigende Quelle geben... Aber jetzt und hier wird der Juwel nicht übermäßig bewacht, sondern ruiniert und fortgeworfen... Und Sie fragen, ob Sie dieser Unvernunft gehorchen sollen? Ich will Ihnen etwas sagen: Aller passive Gehorsam und alle unbedingte Unterwerfung des Willens und des Intellekts ist viel zu leicht, als daß er der in diesem Leben der Prüfung den Menschen von Gott vorgeschriebene Weg sein könnte — denn sie weichen gerade der Prüfung aus, obgleich törichte Leute anders denken. Hauen Sie sich die Beine ab und Sie werden niemals in die Irre gehen... Das teilweise Nachgeben, die richtige Übung unserer Kräfte — da liegt die Schwierigkeit und das zu lösende Problem... Wird es nicht so unendlich viel schwerer sein, zu handeln als blind sich einem Willen zu fügen und unter ihm zu sterben? Wer könnte das nicht?...“

Und hören wir aus Elizabeths Munde, wie es ihm gelingt, ihre Liebe zu gewinnen.

Elizabeth, Sept. 1845:

„Soll ich davor zurückschrecken, Ihnen zu sagen..., daß weder jetzt noch jemals früher irgendein Mann für meine Gefühle gewesen ist, was Sie für sie sind...

... Ich glaubte, ich sei mit dem Leben fertig, als Sie kamen und mich hervorsuchten! Und warum? Zu welchem Ende?...“

Dezember 1845: „Lieber — Liebster — wenn ich fühle, daß Du mich liebst, kann ich dafür, wenn ohne jedes weitere sichere Wissen die Welt um mich lichter wird? Da ich nur ein sterbliches Weib bin, kann ich es ändern?...“

Februar 1846: „... Du weißt... wenn ich vorher krank werde..., nun gut, dann ist Schluß!... aber wenn nachher... was dann? ... Du hast gesiegt... zu Deinem Verlust vielleicht... wenn das Urteil nicht revidiert wird...“

August 1846: „... Ich bin es zufrieden, daß ich dir alles verdanke — es ist nicht zu viel Demütigung...“

Je sicherer sie wird, um so mehr wird auch ihre Hingabefähigkeit frei. Browning jedoch ist auch bei den Ausdrücken liebevollster Verehrung nicht in Versuchung anspruchsvoll zu werden:

„Fühlst Du so für mich meine Liebe? Ich wage selten den Versuch, Dir von Deiner Liebe zu mir zu sprechen ... denn es ist ganz und gar eine Segnung Deines Schenkens...“

Je näher der Gedanke an eine Ehe rückt, um so klarer wird es, daß Elizabeths Vater niemals seine Einwilligung zu einem solchen Schritte geben wird. Ja, Brownings Klugheit muß, um nicht alles aufs Spiel zu setzen, vermeiden, offen mit seinem Begehren vor ihn hinzutreten! Es bleibt nur die Möglichkeit einer heimlichen Flucht.

Elizabeth, Jänner 1846:

„... Er... er würde mich lieber tot zu seinen Füßen sehen, als nachgeben: und er wird es sagen und meinen und dabeibleiben.“

Mai 1846: „... Ist es meine Schuld und nicht viel mehr mein Schmerz, daß wir so handeln? Handeln wir so aus Wahl? Hätte er mich gelassen, ich hätte ihn aus völlig offenem Herzen geliebt... Jetzt ist es zu spät — ich bin nicht mehr sein, noch mein eigen...“ „Meine Liebe und mein Gewissen sind für Dich...“

Mit aller Vorsicht und praktischen Überlegung wird der Fluchtplan entworfen. Kein Mensch, auch nicht die Geschwister dürfen eingeweiht werden, da ihnen dadurch Gefahr drohen würde. Einzig Elizabeths treue Kammerzofe wird gebeten, Trauzeugin und Begleiterin auf der Flucht zu werden.

Am 12. September 1846 findet die heimliche Trauung in der Kirche statt. „Wie die Not Helden schafft,“ schreibt Elizabeth am Nachmittag des Tages, „oder wenigstens Heldinnen! Denn ... als ich mit Wilson hinausging, taumelte ich anfangs so, daß uns beiden bange wurde.“

Browning:

„... Ich bin ganz Dankbarkeit und ganz Stolz (unter der rechten Empfindung, die den Stolz an seine rechte Stelle weist), ganz Stolz, daß mein Leben so von Dir gekrönt ward...“

Elizabeth:

„... Was hätte besser sein können, als daß Du mich vom Boden aufhobst und mich ins Leben und in den Sonnenschein trugst...“

Am 15. April äußert sie über den Abschiedsbrief an den Vater:

„... Sicherlich kann ich ihm auch sagen: Mit Ausnahme dieser Handlung habe ich mich mein Leben lang dem geringsten Deiner Wünsche gefügt; halte das Leben gegen die Handlung und verzeihe mir um der Tochter willen, die Du einmal geliebt hast. Sicherlich kann ich das sagen — und ihn dann an das lange Leiden erinnern, das ich gelitten habe, und ihn anflehen, das Glück zu vergeben, das endlich gekommen ist...“

Am 26. September verläßt Elizabeth das Haus, um nicht mehr zurückzukehren, und trifft Browning am Bahnhof zur Abreise nach Italien.

Das ist die Flucht — ins Leben. Aus der Flucht in die Krankheit und Isolierung heraus.

Hier möchte ich zwei von Elizabeth Barrett-Brownings „Portugiesischen Sonetten“ folgen lassen, die sie dem Gatten in Italien zu eigen gab:

Ein schweres Herz hab' ich getragen, Liebster,
Von Jahr zu Jahr, eh' ich dein Antlitz sah,
Und Leid um Leiden nahm den Platz all jener
Einfachen Freuden, die so leicht sich tragen
Wie Perlen, die beim Tanz ein Herzschlag hebt.

Hoffnungen wandelten sich rasch in lange
Verzweiflungen, bis Gottes Kraft sogar
Kaum über die verlorne Welt empor
Hätt' heben können mein so schweres Herz.

Da ließest du michs bringen und versenken
In dein gelassen großes tiefes Sein.
Rasch sinkt's in seines Wesens Ungestüm,
Und über ihm schließt deines sich, ein Mittler
Zwischen den Sternen und dem dunklen Schicksal.

* * *

Weil du die Gnade hast und die Gewalt
Zu blicken durch und hinter diese Maske,
Die vieler Jahre Regen so gebleicht,
Und meiner Seele wahr Gesicht zu schauen,
Des Lebenskampfes trüb und müden Zeugen.

Weil du den Glauben und die Liebe hast
Durch dieser Seele wirre Lethargie,
Den Engel, den geduldigen, zu seh'n,
Der eines Platzes harrt im neuen Himmel,

Weil nicht die Sünde noch das Weh, noch Gottes
Heimsuchung, noch des Todes Nachbarschaft,
Noch alles, was die andern von mir kehrt,
Noch alles, was mir selber alles leidet —
Nichts stößt zurück dich..., Liebster, lehr mich, so
Dankbarkeit strömen, wie du Güte strömst.

* * *

Der Herausgeber der Briefe sagt in einer Vorbemerkung: „Die Liebe dieses Mannes ist in ein Zimmer getreten, wo eine Scheintote saß, die alle Funktionen des Lebens hatte... Und sie erwachte ... wird plötzlich zur größten Dichterin neuerer Zeit und schöpft 44 Sonette aus einer Tiefe des Herzens und Leidenschaft heraus, die selbst dem sonst als Dichter unvergleichlich bedeutenderen Manne stets unerreichbar geblieben ist."

Und wenn wir die Tatsache bedenken, daß Elizabeth, die jahrelang die Räume nicht verlassen hat, in denen sie in tiefster Zurückgezogenheit lebte, nun alle Brücken der Vergangenheit hinter sich abbricht, um dem Gatten zu folgen, so ermessen wir, daß sich hier immerhin eine bedeutende Wandlung vollzogen hat.

Ist nicht dieser Briefwechsel ein in seiner Art vollkommenes Beispiel einer individualpsychologischen Behandlung? Freundliche Aufnahmebereitschaft, die lange Zeit hindurch währende geduldige, glaubende, nie drängende Ermutigung, die es ermöglicht, die neue Brücke ins Leben zu bauen.

Der Unterschied, der hier in der persönlichen Beziehung gegenüber der Beziehung Arzt — Patient liegt, ist nicht so ausschlaggebend. Denn Browning weiß seine persönlichen Wünsche — ohne sie zu verleugnen — so weit zurückzustellen, daß niemals das freie Wachsen der Gefühle auf der anderen Seite gestört wird. Freilich ist seine aufrichtige Liebe und Anerkennung ein wesentliches Hilfsmittel, Elizabeths Selbstvertrauen zu befestigen. Aber auch hier — wie in jeder erfolgreichen Behandlung — kommt der Wille zum Leben, eine Bereitschaft, die dargebotene Hand zu ergreifen, dem liebevollen Bemühen entgegen. Wir sehen ja auch, daß, trotz äußerster Distanzierung, hochherziges Gemeinschaftsgefühl in Elizabeth Barrett lebt. Es spricht aus dem Werben um das verhärtete Herz des Vaters und kann sich zum ersten Male ganz und voll entfalten in der Liebe zu Robert Browning. Ihre dichterische Begabung und Geistesbildung, die auch vom Vater — aus Ehrgeiz? — gepflegt wurden, vervollständigen für uns das Bild ihres Wesens und sind für sie selbst ein gewiß nicht unbedeutender, wenn auch nicht ausreichender Regulator ihrer Selbsteinschätzung.

Die „Heilung" ist eine dauernde. Elizabeth erlebt mit ihrem Gatten in Italien noch fünfzehn Jahre reichen, persönlichen und literarischen Wirkens und schenkte 1849 Browning einen Sohn. Die Tatsache, daß sie später noch ihre Kräfte in den Dienst politischer Freiheitsbestrebungen stellt, zeigt uns, daß sie auch mit einer größeren Gemeinschaft zu fühlen vermag.

Der Vater vergab ihr die Flucht nie, öffnete keinen ihrer Briefe und weigerte sich noch nach Jahren, seinen einzigen Enkel zu sehen*).

Es ist nicht ohne Interesse noch zu erfahren, daß Elizabeth Barretts Vater aus Westindien stammte, „wo er als Pflanzer und Sklavenhalter die naive Härte der Kolonialen erwarb". Brownings Vater aber — welch seltsame Verknüpfung der Geschichte — „hatte einst in demselben Westindien, wo die Barretts ihr Vermögen erwarben, das seinige fahren lassen aus Abscheu vor dem dortigen Blutsystem".

---

*) Siehe Hans Böhm.

Die Rolle des Trainings in der Entwicklungsgeschichte einer Konversionsneurose

Von RUTH KÜNKEL (Berlin)

Der Individualpsychologe, der gewöhnt ist an Gesamtbetrachtung, wird sich erst in zweiter Linie an die Erforschung von Einzelproblemen machen, und auch das nur, um in der Einzelerscheinung dieselben Gesetze aufzuzeigen, die der Gesamterscheinung zugrunde liegen.

Von Neurologen, Ärzten und Laien wird dem Psychotherapeuten immer wieder die Frage vorgelegt: wie ein neurotisches, vor allem ein körperliches Symptom zustande kommen könne. Es ist dies die Frage nach dem Wesen der Konversion. Der Schritt von der psychischen Situation bis zu einer körperlichen Reaktion auf diese wird als dunkel empfunden und daher auch die Heilbarkeit somatischer Erkrankungen auf psychischem Wege angezweifelt.

Daß der Mensch auf äußere Einflüsse mit einer bestimmten psychischen Haltung reagiert, ist nachgerade bekannt. Adler hat in seiner Abhandlung über die Trigeminusneuralgie (Die psychische Behandlung der Trigeminusneuralgie. Praxis und Theorie der Individualpsychologie 1911) gezeigt, daß eine psychische Reaktion (ein Affekt) durch einen Schmerzanfall ersetzt werden kann. Ich möchte heute an einem Fall von schweren „Neuralgien" des Bewegungsapparats zeigen, wie durch ein früh einsetzendes Training der Körper sich im Laufe von Jahren unbewußt darauf vorbereiten kann, Affektvorgänge durch Schmerzen zu ersetzen.

Der junge Mann, um den es sich handelt, war zwanzig Jahre alt, als er sich in die psychische Behandlung begab. Jüdischer Abstammung, rothaarig, außerordentlich schmächtig. Seine Haltung war ein wenig schief, wie die eines Menschen, der immer nach links ausweichen möchte. — Er hatte das Abiturium hinter sich und sollte nun zu selbständigem Studium die Universität beziehen. Zu der Zeit hatten aber die „neuralgischen" Schmerzen im Rücken, Gesäß und in den Beinen eine solche Stärke angenommen, daß ihm das Gehen, Stehen, Sitzen und oft auch das Liegen unmöglich war. Durch vielerlei qualvolle und erfolglose Kuren während mehrerer Jahre war er in einem Zustand gänzlicher Entmutigung und Hoffnungslosigkeit, als er sich entschloß, nun als Letztes auch noch die psychische Behandlung zu versuchen. Zu diesem Schritt — dem ersten wirklich selbständigen in seinem Leben — war er erst gekommen, als ein berühmter Arzt die Prognose „hoffnungslos" gestellt hatte. Nun, da niemand mehr etwas von ihm erwartete und die Eltern ihn für verloren hielten, raffte er sich auf zu einer wirklichen Tat.

Die Voraussetzungen für diese Neurose stimmen sehr auffallend und bis in Einzelheiten hinein überein mit der Genese zur „Trigeminusneuralgie", die Adler in oben erwähnter Abhandlung schildert. Ich will darum diese Zusammenhänge hier nur flüchtig berühren und mich auf die Frage nach der Entstehung der „Neuralgien", und gerade dieser Neuralgien, beschränken.

Die kindliche Situation war folgende: Der einzige Junge nach den um vier und sieben Jahre älteren Schwestern. Ein sehr unerwünschtes, zartes Kind, überaus sensibel. Die häuslichen Verhältnisse in den ersten Lebensjahren unharmonisch und gespannt. Der Vater ein „bedeutender Mann", Mathematiker, ganz in seine Arbeit verkapselt, unbekümmert um die Existenz seiner Familie. Die Mutter überlastet, versorgt und nervös, sehr ungleich im Verhalten gegen die Kinder, besonders gegen den Jungen. Die beiden älteren Schwestern wurden als stark überlegen empfunden. Die älteste spielte dem Kleinen gegenüber die Rolle der altklugen, immer beschützenden Gouvernante, die es zu keiner selbständigen Handlung kommen läßt. Die zweite drückte und quälte ihn durch ihre robuste geistige und körperliche Beweglichkeit, die sie ihm gegenüber ausspielte. Die Bewachung der Kinder lag in den Händen

ungebildeter Dienstboten, an die der Junge sich zärtlich anschloß, obgleich sie ihn oft prügelten. Erinnerungen an solche Szenen gehen bis in das dritte Lebensjahr zurück, ebenso das Gefühl trostloser Einsamkeit und Verlassenheit neben dem sehnsüchtigen Wunsch nach Liebe. In denselben Jahren berichtet die Mutter, einen Umschwung des Kindes bemerkt zu haben: der sonst sehr stille und schüchterne Junge geriet bei den kleinsten, oft unverständlichen Gelegenheiten in eine Widerspenstigkeit, die sich bis zu sinnlosen Wutanfällen steigern konnte. Die Mutter mußte mit ihrer Taktik: schlagen und einsperren — einlenken, weil er sich blau schrie. Von da an sehen wir das Kind auf dem Wege, sich die entbehrte Liebe und Aufmerksamkeit mit Gewalt zu verschaffen.

Der Knabe erinnert, wie er als zirka Vierjähriger geübt habe, den Atem so lange anzuhalten, bis er blau wurde, mit dem innigen Wunsch zu platzen, um sich für die Lieblosigkeit der Umgebung durch den eigenen Tod zu rächen. Dabei spannten sich alle Muskeln so an, daß sie schmerzten. (Schon hier liegt die erste Andeutung für die spätere Konversion.) Ebenso hat er oft lange auf der Fensterbank gestanden und erwogen, ob er sich nicht hinunterstürzen solle. Er malte sich dann die Familie aus, die trauernd um seine Leiche stand. Schon damals war der natürliche Wunsch nach Liebe an dem Verhalten der Umwelt abgeprallt und hatte zu dem Gefühl der Minderwertigkeit geführt, das nun als Geltungstrieb in Erscheinung trat. Hier — wie meistens — war das Minderwertigkeitsgefühl bestärkt durch einen tatsächlichen, aber übertrieben schwer empfundenen, organischen Defekt: Kryptorchismus, und durch eine äußere Unschönheit, die viel belacht wurde: rote Haare.

Der Zweifel, jemals ein starker Mann werden zu können, hängte sich bewußt an die Onanie, die mit wachsenden Schuldgefühlen seit dem vierten Lebensjahr ohne Latenzperiode bis in das Mannesalter hinein ausgeübt wurde. Im frühen Kindesalter diente die Onanie als Entschädigung für jede erlittene Niederlage. Hand in Hand damit liefen „verbotene" Phantasien, verbunden mit dem Hochgefühl, vor Eltern und Geschwister ein tiefes Geheimnis zu haben und somit deren Überlegenheit und Tendenz, ihn als den „Kleinen" auszuschalten, noch zu übertreffen. Später rückte das Schuldgefühl und die Angst, sich durch die Onanie für das Leben und in seiner Männlichkeit zu schädigen, in den Vordergrund. Diese wurde aber nicht aufgegeben, sondern führte zu starker Überkompensation auf dem Gebiete sexueller Beschäftigung, sei es in Gedanken, sei es in Form übertriebener Aggression, die dann im entscheidenden Augenblick aber immer zur Trennung vom Partner führte (Distanzierung). Hinter der scheinbaren sexuellen Frühreife steckte eine tiefe Unsicherheit über den wahren Unterschied von Mann und Frau, die bis in die Pubertätsjahre hineinreichte und wegen des überlegenen Verhaltens der Schwestern niemals zugegeben werden durfte.

Die Neurose des so disponierten Kindes durchlief nun bis zum vierzehnten Lebensjahr die verschiedensten Phasen. Es ist dabei deutlich sichtbar, wie bei steigender Anforderung von außen, Minderwertigkeitsgefühl, Geltungstrieb und Sicherungstendenzen wachsen. Letztere nehmen zu, je schwächer die Reaktion der Umwelt auf die bisher angewandten Mittel zur Selbstbehauptung wird.

Als die Wutanfälle ihre Wirkung verloren hatten, wurde das Essen verweigert oder erbrochen und auch sonst allerlei Unarten angewandt, um die Aufmerksamkeit der Erwachsenen auf sich zu lenken und an sich zu fesseln. Manche Niederlage in der Schule (Hohn wegen der roten Haare, Prügel von seiten größerer Jungen wegen der jüdischen Abstammung und ähnliches mehr) wurden zu Hause durch überspannte Ansprüche wieder wettzumachen gesucht. Das geschah unbewußt durch Produzieren von allerlei Krankheiten (Ausschlägen, Erkältungen, Fieber, Sehstörungen, die eine Brille erforderlich machten, und schließlich durch Angst). Eine ursprünglich begründete Angst vor Strafe wurde bald als geeignetes Mittel, das Mitleid und die Hilfe der Großen herbeizurufen, erkannt

und nun unbewußt zu diesem Zweck arrangiert. Am heftigsten trat sie — wie gewöhnlich — nachts auf, wo er die Eltern und die beiden Schwestern in ihren Zimmern zusammen wußte, sich aber als den ausgeschlossenen Dritten empfand. So wie hier die Angst, traten später in ähnlichen Situationen, die wohl als die „traumatischesten" empfunden wurden, die Schmerzen auf, was eine Bestätigung für Adlers Ansicht ist, daß die Schmerzen ein psychisches Geschehen ersetzen. Das beweist sich ferner noch in der völligen Parallelität der Bedeutung von Angst und Schmerzen innerhalb der Dynamik und des Formenwandels der Neurose, in der sie vierfach verschieden fungieren: Ursprünglich bestand eine begründete Angst vor Strafe. Dann verbündete sich die Angst mit dem allgemeinen Minderwertigkeitsgefühl; ohne besonderen Anlaß fühlte sich das Kind dauernd unzulänglich und dafür strafbar. Hier ist die Angst Ausdruck für die Isolierung (Typus des verängstigten Kindes). In einer weiteren Entwicklungsstufe finden wir die Angst als Mittel, Mitleid und Hilfe der Erwachsenen herbeizurufen, also die Isolierung zu überwinden (man sieht hier, wie ein kausal bedingtes psychisches Ereignis alsbald in die finale Zielstrebigkeit der Psyche hineingezogen wird). Im Formenwandel der Neurose, bei fortschreitender Entmutigung wird aus der kontaktsuchenden Angst wieder die isolierende. Sie hindert den Kranken daran, in Fühlung mit Menschen und Dingen zu treten.

Die Angst, die zuerst zu dem gewünschten Erfolg geführt hat, verfiel aber alsbald dem beißenden Hohn und der Ironie des ehrgeizigen Vaters, den die Zaghaftigkeit und Feigheit seines Sohnes kränkte. Er strafte ihn mit Verachtung und mit Prophezeihungen auf ein jämmerliches und weibisches Erliegen im späteren Lebenskampf. Als die nächtlichen Störungen trotzdem fortdauern und der Junge wiederholt atemlos ins Bett der Mutter flüchtet, greift der Vater zu Prügeln. Nun wagt er nicht mehr seine Angst zu äußern, sondern zieht sich zurück. Aber seine Menschenscheu steigert sich bis zur Straßenangst. Im Ringen um die Geltung in den Augen des Vaters wird er zur Bildung wirksamerer Sicherungsmaßnahmen gegen dessen Überlegenheit und zu immer höherer Anspannung seiner Kräfte gezwungen. Er versucht durch keuchenden Fleiß in der Schule die erlittene Niederlage zu kompensieren, was teilweise auch gelingt. Interessant ist, daß der Zwölfjährige damals ganz unbewußt auf das gleiche Mittel zurückverfällt, das „Schicksal umzustellen", das er als vierjähriges Kind schon ausprobiert hatte: Er gewöhnte sich an, beim Zurückgeben der zensurierten Arbeiten den Atem anzuhalten, bis sich Angstgefühle einstellten. Er glaubte damit „das Schicksal zu rühren". Hier tritt deutlich zutage, wie nahe willkürliche und unwillkürliche Produktion krankhafter Zustände beieinanderliegt und, je nach der Situation, bewußt oder unbewußt gehandhabt werden kann, wenn die Übung darin groß genug ist. Der vom Leben immer wieder auf sich selbst zurückgeschreckte mutlose Mensch kann so an seinem Körper Fähigkeiten entwickeln, die weit über das Maß des „Normalen" hinausgehen und als „Kunst" angesprochen werden könnten, wenn sie nicht der Flucht, der Lebensverneinung dienen würden.

So hatte auch dieser Junge bald einen ganzen Mechanismus in der Hand, mit Hilfe von Atemstauungen, Blutzufuhr und Blutleere zu regulieren und dadurch Fieber oder Übelkeit zu simulieren. Ebenso durch gewaltsame Muskelspannungen Schmerzen hervorzurufen. Letzteres wurde öfters angewandt, um dem gefürchteten Turnen, zu dem der Mut fehlte, auszuweichen. Ursprünglich hatten richtige Turnschmerzen bestanden, die sehr übertrieben und ausgedehnt wurden und schließlich auch willkürlich produziert werden konnten. Schmerzen waren nebenbei das einzige, das auch den harten Vater rührte und zu Rücksichten bewegen konnte.

So wird es uns nicht wundern, daß der Junge auf dieses Mittel zurückgreift, als ein neuer Schlag seine ehrgeizerfüllten Träume, dem Vater zu gleichen, ihn womöglich in seinen mathematischen Fähigkeiten noch zu übertreffen, zu zerstören

droht: Trotz seiner Strebsamkeit läßt ihn der Lehrer, ganz unerwarteterweise, wegen mangelhafter Leistungen im Latein (das beste Fach der Schwester!) sitzen. An diesem Tage kommt er kaum von der Schule heim. Er fühlt eine schmerzhafte Müdigkeit in den Beinen und ist von wahnsinniger Angst beseelt, der Vater könne ihn demütigen, vielleicht sogar schlagen. Als er zu Hause vor ihm steht, überfallen ihn plötzlich so heftige Schmerzen, die von den Beinen über das Gesäß in den Rücken ausstrahlen, daß er sich nicht mehr aufrechterhalten kann und ins Bett gebracht werden muß. Als der Anfall am zweiten Tage noch nicht gewichen ist, wird der Arzt geholt, der kopfschüttelnd Neuralgien konstatiert und Schwitzkuren verordnet. Wie das nicht hilft, Bestrahlungen, die auch ohne Erfolg bleiben, dann Injektionen, dann Massagen, die die Schmerzen sehr verstärken. Es folgen nun sechs Jahre — vom vierzehnten bis zum zwanzigsten Lebensjahr — unbeschreiblichen Martyrismus. Der erste Schmerzanfall ließ nach zirka zwölf Tagen nach, so daß der Junge wenigstens aufstehen und gehen konnte. Ganz ohne Schmerzen war er aber seitdem fast nie mehr. Nur zwei Situationen machten eine Ausnahme: wenn er tanzte oder, in späteren Jahren, wenn er eine Frau umarmte. Situationen, die ihm das gemeinsame Erlebnis mit einem anderen Menschen vortäuschten und ihn über das Gefühl des Isoliert- und Hinausgeworfenseins erhoben.

Die Schmerzen, die zuerst an Stelle von Angst vor Hohn und Demütigung von seiten des Vaters auftraten, wurden alsbald — ebenso wie vorher die Angst — in den Dienst der psychischen Tendenz gestellt, das Persönlichkeitsideal zu schützen, womöglich noch zu steigern. Die innere Parole heißt nun: Trotzdem. Trotz des schweren Leidens muß er vorwärtskommen, sein Abiturium machen und so beweisen, daß er doch ein ganzer Kerl ist! Er hat in den Schmerzen ein nie versagendes Mittel gefunden, die Menschen für sich einzunehmen und entgegenkommend und hilfreich für sich zu stimmen. In demselben Maße dienen sie aber auch dazu, sich im gegebenen Augenblick jeder Verpflichtung, jeder Verantwortung, jeder Gemeinschaft zu entziehen. So sehen wir in den Schmerzen eine völlige Parallele zur früheren Angst, die dieselbe Rolle spielte im psychischen Organismus. Die Schmerzen sind nur ein noch wirksameres Distanzierungs- und Sicherungsmittel und werden darum beibehalten. In den folgenden sechs Jahren traten sie dann verstärkt in Form von „neuralgischen Anfällen" auf, sowie der Patient sich in einer für ihn „traumatischen" Situation befand, so daß man sowohl die pathogene kindliche Situation als auch die darauf erwachsene „Leitlinie" und starre Zielsetzung des jungen Menschen aus diesen Reaktionen entnehmen konnte. Typisch hier — genau wie bei der „Trigeminusneuralgie" das Einsetzen der Anfälle in allen Situationen, die ihn zur Passivität verdammen: bei ärztlichen Untersuchungen, bei Zärtlichkeiten von seiten der Schwestern (dahinter der Gedanke: sie behandeln mich wie eine Frau) und wenn er stillsitzen muß (beim Essen, Anhören von Vorträgen usw.).

Ferner in allen Situationen, in denen er scheinbar oder wirklich eine untergeordnete Rolle spielt, Gespräche nicht versteht, kommandiert wird, etwas zu tun usw. Hauptsächlich aber, wenn er sich als der ausgeschlossene Dritte fühlt (dabei spielt, als Sammelerinnerung für viele ähnliche Situationen die Nacht, in der er voll Angst in das Bett der Mutter flüchtete und vom Vater hinausgeworfen wurde, eine wesentliche Rolle). Schließlich immer noch dann, wenn er fürchten mußte, sich als unfähiger zu erweisen als die Frauen (die Schwestern) und von den Eltern nicht als Junge, später als Mann, anerkannt zu werden. So traten die Schmerzen in verstärktem Maße dann auf, wenn er irgendeine Handlung unter Aufsicht der Schwestern oder Eltern vollziehen sollte, an deren Erfolg er zweifelte, oder wenn ein Mädchen sein sexuelles Werben nicht erwiderte oder gar enttäuschte. Während er in Wirklichkeit immer einsamer und zurückgezogener wurde, spielte er sich vor seinen Kameraden als Don Juan auf, vor dem keine Frau sicher wäre.

Ich will nicht näher darauf eingehen, wie nun, im Laufe von mehreren Monaten, die analytischen Aufklärungen allmählich zur klaren Erkenntnis der ganzen neuroti-

schen Leitlinie führten, sondern mich nur auf die Feststellung der Genese der Neuralgien, und gerade dieser Neuralgien, beschränken. Wie wir wissen, traten sie zuerst auf, als der Vierzehnjährige (für sein Gefühl ungerechterweise) sitzen blieb. Die natürliche Antwort hierauf wäre Wut gewesen. Wir haben aber aus seiner Kindheitsentwicklung gesehen, daß er längst vor dem Einsetzen der Neuralgien schon von der natürlichen aktiven und aggressiven Bahn gedrängt worden und seinen Protest gegen die Welt und die Sucht nach Geltung auf dem passiven Wege des Erbrechens und der Angst auszudrücken gewöhnt war. Aber die Angst hatte schon einmal als Sicherungsmittel vor der Überlegenheit des Vaters versagt und konnte ihn hier nicht schützen. Und so mußte in diesem Augenblick die Sicherung verstärkt werden: die Schmerzbereitschaft des Körpers wird aktiviert.

Die Vorstellung von Demütigung und Schmerzen (die Prügel vereinigen beides in sich) löst die — in diesem Fall früh geübte und gesteigerte — Abwehrmaßregel des Körpers aus: Zusammenziehen der Muskeln — in diesem Fall krampfhaft bis zum Schmerz. An sich ist das Zusammenziehen der Muskeln eine natürliche Reaktion des Körpers, der sich angegriffen fühlt, und oft — auch bei vielen Tieren — ein reflektorischer Akt. Man macht sie möglichst hart und klein, um weniger verwundbar zu sein. Es ist vielleicht nicht verwunderlich, daß so viele Neurotiker rein körperlich einen so stark verkrampften, steifen Eindruck machen. Ihr Körper ist immer in Abwehr vor einer gefürchteten Gefahr, entsprechend der seelischen Angst. Droht die Gefahr in hervorragender Weise von außen, wie in unserem Fall die Prügel, so wird die führende Rolle der Abwehr auch der Körper übernehmen. Hier genügte schon die Vorstellung des Angegriffenseins, um die Reaktion vorwegzunehmen und dadurch dem Geschehnis vorzubeugen.

Die Lokalisierung der Schmerzen in den Beinen dient dem Wunsch: ich will nicht gehen; die im Gesäß: ich will nicht geschlagen werden; die im Rücken: ich will nicht mehr sitzen und „pauken".

Auffallend ist, daß alle Konversionssymptome in diesem Fall mit der Atmung eng zusammenhingen und durch diese eingeleitet und reguliert wurden. Schon das vierjährige Kind produzierte durch Atemstauung Spannung in den Gliedern bis zu Schmerzen. Bei der Angst „verging der Atem" oder trat in fliegendem Tempo auf. Dann wurde durch Atemstauung Angst produziert. Bis dieses Training in der Fähigkeit, Schmerzen hervorzurufen, gipfelte.

Daß auch die Schmerzen in ihrer endgültigen Form mit der Atmung in Verbindung standen, zeigte die Lösung der körperlichen Verkrampfung, die Hand in Hand mit der psychischen Umstellung ging: der junge Mann merkte nämlich, daß er durch willkürliches Zurückhalten des Atems die Schmerzen steigern und sie wie Ströme durch den Körper schicken konnte. Erst diese Tatsache deckte eigentlich die wahre Natur der Schmerzen (Muskelkrampf statt Neuralgien, wofür sie die ganzen Jahre von den Ärzten gehalten wurden) auf und ermöglichte den Einblick in das Training. Mit den Rückenschmerzen war es sehr ähnlich. Sie hingen mit der schiefen Haltung zusammen und konnten schließlich auch willkürlich erzeugt und zum Verschwinden gebracht werden, je nachdem, wie die Wirbelsäule getragen wurde. Die unbewußte Reaktion war hiermit in einen bewußten Akt übergeleitet und unterstand nun der beobachtenden Selbstkritik. In diesem Falle lösten sich die Schmerzen im Laufe von Wochen durch bewußte Lockerung der Muskeln und durch richtige Haltung; aber erst, als innerlich der Weg zum Mut und zum Leben wieder beschritten war.

Das hier beobachtete enge Zusammengehen von Atmung und Schmerz könnte die Vermutung nahelegen, daß dem Asthma nervosum oft ein ähnliches Training und eine verwandte pathogene kindliche Situation zugrunde liegt.

Das Ich und die Umwelt

Von Dr. GUSTAV RICHTER (Bozen)

Das Ich ist irgendwie mit der Umwelt verbunden, teils ist es von der Umwelt abhängig, teils sucht es selbst auf diese Umwelt zu wirken. Diese Verbindung ist teils eine natürliche, teils eine künstliche, durch Erziehung, Sitte, Moral, Recht, Wissenschaft, Kunst, Religion und durch verschiedene Zufälligkeiten bestimmt. Es erscheint ungemein wichtig, die natürliche von der künstlichen Einstellung zur Umwelt zu unterscheiden, da nur die zweite Art der Einstellung fehlerhaft sein kann.

Um die natürliche Einstellung kennen zu lernen, wollen wir das Gedankenexperiment machen, einen Menschen durch Isolierung dem Einflusse aller Erziehung, Tradition, Sitte usw. zu entziehen. Wir wollen also annehmen, daß ein kleines Kind auf eine einsame Insel ausgesetzt wurde und infolge günstiger Umstände am Leben geblieben sei. Wir mögen uns das Leben eines solchen Menschen so ähnlich dem des Tieres vorstellen, als wie wir wollen, trotzdem wird sich dieses Wesen von den Tieren sicher darin unterscheiden, daß es gewisse Handlungen ausführt, die sich zweckmäßig nicht erklären lassen, das heißt, die für die Erhaltung des Lebens keinen Sinn haben. Das bedeutet, daß dieser Mensch in der Umwelt nicht nur ein Mittel sieht, um sein Leben zu erhalten, sondern daß er sein Leben selbst irgend etwas anderem unterordnet. Die Erhaltung des Lebens ist für diesen Menschen nicht der einzige Endzweck des Lebens, sondern er gebraucht das Leben auch als Mittel zur Erreichung eines anderen Zweckes.

Ich bin hierbei auf den Einwand gefaßt, daß diese seine unzweckmäßigen Handlungen nur auf seine Irrtümer zurückzuführen sind, indem er durch unberechtigte Verallgemeinerung zufälliger Einzelerfahrungen von der Zweckmäßigkeit solcher Handlungen überzeugt wurde, also zum Beispiel glaubte, daß er vor dem Angriff wilder Tiere geschützt sei, wenn er den Zahn eines solchen Tieres bei sich trage. Diese Behauptung ist jedoch leicht zu widerlegen, wenn man bedenkt, daß die meisten unzweckmäßigen Handlungen des Menschen irgendeine Beziehung zu einem Leben nach dem Tode haben und es sicher ist, daß keine einzige Erfahrung dem Menschen den Schleier des Todes gelüftet hat. Im Gegenteil beweist uns die Erfahrung, daß der Tod ein Ende ist. Dieser Glaube an ein Leben nach dem Tode kann unmöglich durch die Erfahrung entstanden sein. Selbst wenn irgendeine Erscheinung eine solche irrtümliche Ansicht gezeitigt hätte, so müßte dieser Irrtum infolge unzähliger entgegengesetzter Erfahrungen wieder verschwunden sein, wenn nicht im Menschen ein Bedürfnis wirksam wäre, dem ein solcher Glaube entgegenkommt.

Es ist als sicher anzunehmen, daß der isolierte Mensch durch die Erhaltung des Lebens allein nicht befriedigt wäre, wie dies augenscheinlich beim Tiere der Fall ist, sondern daß jeder Mensch von Natur aus das Bedürfnis hat, seinem Leben darüber hinaus einen Wert zu geben, es irgendeinem Zwecke dienstbar zu machen, der außerhalb des eigenen und des Gattungslebens liegt. Irgendeine Idee wird zum übergeordneten Zweck und Sinn des Lebens. Das Leben wird zu einem relativen Mittel eines für uns absoluten Zweckes. Neben die der Erhaltung des Lebens dienenden relativen Werte tritt ein absoluter Wert, der seine Geltung unabhängig vom Leben des einzelnen behält, so daß diesem Werte das Leben selbst geopfert werden kann.

Die Völkerkunde und die Geschichte zeigen uns, daß dieses Absolute in den mannigfachsten Formen auftreten kann. In philosophisch gereiften Weltanschauungen entspricht immer dem persönlichen Mikrokosmos der absolute Makrokosmos. Der Mikrokosmos gewinnt Anteil am Absoluten und somit an absolutem Wert,

indem er sich dem Makrokosmos harmonisch einfügt, sich als Teil des Makrokosmos fühlt. Je nach dem Charakter des einzelnen Volkes wird das Absolute mehr oder weniger abstrakt, personifiziert oder materialisiert sein.

Für unsere Untersuchung genügt der Nachweis, daß der Mensch in der Umwelt nicht nur ein Mittel zur Erhaltung des Lebens sieht, sondern überdies in der Umwelt irgend etwas Absolutes anerkennt, dem er sein Leben unterwirft.

Der Mensch hat also nicht nur das Bedürfnis über die Umwelt zu herrschen, dies für sich auszunützen, sondern er hat auch das natürliche Bedürfnis, sich anzulehnen, sich unterzuordnen, etwas Höheres über sich anzuerkennen. Dies ist ja auch wohl niemals angezweifelt worden, jedoch hat man mehr oder weniger ausdrücklich dieses natürliche Bedürfnis des Menschen als nur für seine Kindheitstage passend gefunden und gemeint, daß es sich für die Menschheit im Mannesalter nicht mehr zieme, solchen Träumereien nachzuhängen, welche durch die Erfahrung nicht bewiesen werden können.

Es hat sich aber deutlich genug gezeigt, daß der Mensch nicht ungestraft diesem seinem natürlichen Bedürfnis entgegen handeln darf. Wenn sich der Mensch nicht freiwillig einem großen, seiner Menschheit würdigen Zwecke unterordnet, wird er zum Sklaven aller möglichen Einbildungen, in deren Dienst er sein Leben unnatürlich und sinnlos verschwendet.

Die Idee, der der natürliche Mensch sein Leben unterordnet, um seinem Leben einen absoluten Wert zu verleihen, läßt sich in keiner Weise rationalisieren, das heißt, dem Verstande als für uns zweckmäßig nachweisen. Es ist daher die Unterstützung der Gattung Mensch an und für sich keineswegs geeignet, unser Bedürfnis nach dem absoluten Lebenswert zu befriedigen.

Da der Mensch in der Regel unter anderen Menschen lebt, so gehören diese selbstverständlich auch zu seiner Umwelt. Die Unterordnung unter das Absolute des Makrokosmos wird daher meistens verlangen, daß der einzelne Mensch den anderen Menschen hilft, jedoch ist die gegenseitige Hilfe an und für sich noch nicht das Absolute, welches an sich schon dem menschlichen Leben einen höheren Wert als dem tierischen verleihen könnte. Denn erstens werden wir hierin von manchen Tieren, wie zum Beispiel von den Ameisen, übertroffen und zweitens könnte dann das Leben von verkrüppelten Menschen keinen Wert haben, ja es wäre die Tötung solcher Menschen direkt verdienstlich, weil für das allgemeine Wohl förderlich.

Es ist aber für die menschliche Natur charakteristisch, daß sich der einzelne, wenn für ihn die Menschenliebe in die Nähe des absoluten Mittelpunktes tritt, in erster Linie unheilbaren Kranken und Verbrechern zuwendet. Es ist also auch bei der Menschenliebe ein unzweckmäßiges Merkmal zu beobachten, welches auf ein alle menschliche Erfahrung übersteigendes Absolute als Leitziel des Menschen hinweist.

Die Unterdrückung des natürlichen Bedürfnisses eines Menschen nach einem Höheren, dem er sein Leben unterordnen kann, erzeugt an und für sich noch nicht den nervösen Charakter, aber sie ist die Vorbedingung desselben. Diese Unterdrückung kann zum Beispiel zur Vergötterung bestimmter Genüsse führen und den Schlemmer oder Wollüstling erzeugen oder sie kann zur Vergötterung der Kinder bei der im Gattungsleben aufgehenden Mutter führen.

Die Entstehung des nervösen Charakters setzt voraus, daß der Wert, dem der Mensch sein Leben unterordnet, seine Realität verliert und zu etwas Abstraktem wird. Das Leben wird nicht mehr einem realen, höheren Wert untergeordnet, sondern das Leben selbst soll wertvoll werden, ohne irgendeinem anderen als diesem Zwecke zu dienen. Nach Ansicht des Nervösen ist der Wert ein absolutes Maß, mit dessen Hilfe man die einzelnen Menschen untereinander vergleichen kann. Die Abstrahierung des Wertes hat zur Folge, daß auch das Wertobjekt, das heißt dasjenige, das einen Wert erhalten soll, also das Leben, abstrahiert wird.

An Stelle der realen Betätigung tritt für den Nervösen das abstrakte Sein des Lebens. Die Leitidee des Lebens dient dem Nervösen nicht mehr dazu, um sich in wertvoller Weise zu betätigen, sondern um sich selbst, der eigenen Person, dem eigenen Sein einen Wert zuzuschreiben, beziehungsweise verleihen zu können.

Der nervöse Charakter entsteht durch die Reflexion über den Wert an sich, durch die Loslösung des Wertes von dem wertverleihenden Ziel. Der Nervöse strebt überhaupt nach Wert, will den Wert an sich reißen, ihn für ewig mit seinem Sein verbinden, anstatt ihn durch sein Leben zu realisieren.

Alles was daher der Nervöse tut, macht er unter dem Gesichtspunkte der eigenen Werterhaltung, beziehungsweise Werterhöhung, wie uns die Individualpsychologie belehrt. Er entfernt sich dadurch vom wirklichen realen Leben und jagt einem abstrakten Phantom, dem Werte an sich, nach. Der gesunde normale Mensch will in erster Reihe leben, und zwar der ungeistige körperlich und der geistige seelisch. Der gesunde Mensch will eine Steigerung des Lebens, denn nur ein gesteigertes Leben kann ihn befriedigen, kann ihm das Leben wertvoll machen. Durch das reale Leben ist seine Position gefestigt, er fühlt sich in Harmonie mit der Natur, beziehungsweise dem Absoluten und hat gar keine Ursache, sich, sein eigenes Sein, der Umwelt gegenüberzustellen und nach dem Werte dieses Seins zu fragen.

Sein Streben ist objektiv eingestellt, das heißt, er strebt immer danach, etwas zu tun und etwas zu gestalten, er frägt nach dem Wertvollen nur insofern, um dieses zu fordern, um diesem zu dienen. Es fällt ihm aber gar nicht ein, darüber zu reflektieren, inwieweit die Verfolgung eines an sich Wertvollen für ihn selbst wertvoll sei, beziehungsweise was er zu tun habe, um den eigenen Wert zu erhöhen, wie dies der Nervöse tut.

Da der absolute Wert der Neurosen abstrakt und daher nicht faßbar ist, so muß der nervöse Mensch seinen Wert nach dem Werte der anderen Menschen messen, muß ständig Vergleiche ziehen und fühlt seinen eigenen Wert nur dann gesichert, wenn er sich irgendwie über die anderen Menschen erheben kann; wenn er zwischen sich und die anderen Menschen eine Distanz legen kann.

Tatsächlich will daher der nervöse Mensch nicht geben, nicht helfen, nicht dienen, sondern er will nehmen, die Umwelt für sich, für die Erhöhung des eigenen Seins ausnützen. Er unterscheidet sich jedoch von jenen Menschen, für welche die Umwelt nur für sie da ist, dadurch, daß er nicht deshalb über die Umwelt herrschen will, um zu genießen, daß er also nicht wie jene skrupellos alles nimmt, was sich ihm darbietet, nicht aus dem Vollen schöpft, ohne über dem Schöpfen den Genuß zu vergessen, sondern weil er die Herrschaft an sich will, weil er nie genug hat, nie befriedigt ist, weil er nicht Sättigung, nicht Genuß, sondern die Erhöhung des eigenen Wertes sucht.

Daher sind auch die Formen dieser Herrschsucht so mannigfaltig. Der eine will Gott beherrschen, indem er ein asketisches Leben führt oder die Gebote der Kirche auf das allerpeinlichste befolgt, der andere will die Menschen zwingen, ihn in irgendeiner Beziehung anzuerkennen, indem er Künstler, Politiker, Staatsmann Religionsstifter sein will. Es ist ihm nicht um die Kunst, Politik, Staat oder Religion zu tun, sondern diese sind ihm immer nur die Mittel, um sich Anerkennung zu erzwingen, um sich den eigenen Wert zu beweisen.

Andere wieder brauchen einen Vorwand, um sich zu beweisen, warum sie keinen Erfolg gehabt haben, und sie versteifen sich entweder auf ein Verschulden ihrer Mitmenschen, welche sie nicht in die Höhe kommen ließen, oder sie flüchten in die Krankheit, um die Fiktion ihres latenten Wertes aufrechterhalten zu können. Und so kommt es dann zu den vielen der Individualpsychologie nur allzu bekannten Erscheinungen.

Solange das Streben des Nervösen wirkliche Erfolge zeitigt, also die Nervosität Energien freimacht, wird man in der Regel nicht von Nervosität sprechen. Dies wird sich erst bei den ersten Mißerfolgen zeigen. Die Reaktion wird dann eine spezifisch nervöse sein, das heißt, der Betroffene wird alle möglichen Ursachen hierfür verantwortlich machen, die ihn selbst entschuldigen, oder das Publikum entwerten, nur nicht sich selbst.

Auf diese Art läßt sich auch leicht das Nebeneinanderbestehen der Gefühle von Minderwertigkeit und des Stolzes verstehen. Derjenige, der immer auf die Konservierung seines eigenen Wertes bedacht ist, wird besonders empfindlich gegen alles sein, was diesen seinen Wert in Frage stellt, er wird also immer wieder von dem Stachel der Minderwertigkeit gestochen werden, da er nach Erhöhung des eigenen Wertes strebt. Gleichzeitig ist er aber stolz, indem er nie dieses sein Wertziel aus dem Auge verlieren kann und nie etwas tun kann, was nicht auf seine Werterhöhung gerichtet wäre. Eine freiwillige Unterordnung, ein Mitschaffen, Mitleben ohne den Hintergedanken, daß dies eigentlich gegen seine Würde sei, weil es ihn von seinem Ziele ablenke, ist ihm unmöglich.

Für den nervösen Menschen ist daher die Umwelt tatsächlich nur Ausnützungsobjekt, jedoch nicht, um aus ihr einen Genuß zu ziehen, sondern um einen intelektuellen Gewinn zu haben, um sich sagen und beweisen zu können, daß das eigene Ego einen besonderen Wert habe. Da man aber alle Beweise kritisieren kann, so kann der nervöse Mensch niemals befriedigt werden, kann niemals vollkommen von seinem Werte überzeugt sein.

Die Tragik hierbei liegt darin, daß der Nervöse einem Phantom, einem bloßen Abstraktum nachjagt, indem, so paradox dies klingen mag, der eigene Wert keinen Wert hat, denn es kommt gar nicht darauf an, daß der Mensch höher als andere steht, sondern daß er dem Leben nahe steht, daß er ein reales Leben, das heißt in Harmonie mit der Umwelt, lebe und auf diese Art jenen Kontakt herstellt, den wir als gesteigertes Leben bezeichnen.

Einer solchen Argumentation gegenüber wird sich der Nervöse selbstverständlich hinter seine Minderwertigkeit verschanzen und behaupten, daß er dies auch wolle und anstrebe, aber nicht leisten könne. Dem wäre entgegenzuhalten: daß der Nervöse immer nur an eine Erfolgleistung denkt, das heißt an eine solche Leistung, welche von anderen erkannt wird. Das Erfolgstreben hat aber immer nur relativen Wert, weil jeder hier auf Erden erreichte Erfolg wieder zunichte werden muß, zu allermindestens in dem Augenblick, in dem die Erde in die Sonne stürzen wird. Dem absoluten Wert wird also mit solchen relativen Erfolgen nicht gedient. Vielmehr verlangt die absolute Wertrichtung vom Menschen in der Regel unzweckmäßige Handlungen, das heißt solche, welche nicht bereits vom Verstande verlangt werden, da sie sich auf etwas beziehen, was der Verstand nicht erfassen kann und alle Erfahrung übersteigt. Es kommt also nicht auf den Erfolg, sondern einzig und allein auf die Art des Strebens an, wie auch die Ethik das Hauptgewicht auf die Motive, nicht aber auf den Erfolg des Handelns legt. Sonst kommt man zu dem Satze, daß der Zweck die Mittel heiligt.

Da aber ein solches Handeln den Glauben an ein Absolutes voraussetzt, so kann man auch sagen, daß dem Nervösen der Glaube fehlt. Goethe sagte einmal, daß es nicht so sehr darauf ankommt, was man glaubt, sondern daß man überhaupt glaubt. Dies könnten wir heute so ausdrücken, daß wir in erster Linie glauben müssen, daß das Leben einen absoluten Sinn hat, und nur durch Unterordnung unter diesen Sinn den absoluten Wert erreichen können.

Individualpsychologische Erziehung*)

Von IDA LÖWY (Wien)

Individualpsychologisch erziehen heißt, von den Grundanschauungen der Individualpsychologie ausgehen; der Annahme eines natürlichen Minderwertigkeitsgefühles des Kindes seiner Umgebung gegenüber und seinem daraus resultierenden Streben nach Geltung. Hat der Pädagoge diese beiden Punkte unverrückbar im Auge, so ergibt sich ihm der einzig gangbare Weg, der der autoritäts- und straflosen, kameradschaftlichen Führung. Ein Kind individualpsychologisch erfassen heißt, es nicht nur isoliert betrachten, sondern in seinen mannigfaltigen Beziehungen zu Eltern und Geschwistern, Lehrern und Kameraden, und ihm eine breite Basis schaffen für die Entfaltung seiner Möglichkeiten. Individualpsychologisch erziehen heißt, das Kind in allen Situationen ernstnehmen, ganz besonders in seinen Spielen, Berufsphantasien und Träumen, und es jederzeit fühlen lassen, daß es fest im Sattel sitzt und volle Daseinsberechtigung hat, auch wenn es ein Mädchen ist. Adlers Individualpsychologie lehrt uns, bei allen seelischen Erscheinungen nach einem Ziel zu forschen. An die Erkenntnis dieses Zieles ist die individualpsychologische Erziehung gebunden. Weist ein kleines Mädchen ihre Puppe mit den Worten zurecht: „Ich will es nicht noch einmal sagen", und will ein zehnjähriges Mädchen keinen Beruf wählen, sondern nur Mutter werden, um ihre Kinder schlagen zu können, und träumt ein neunjähriger Knabe, er habe hoch aus den Lüften einen Adler geholt, und erfahren wir, daß dieser Knabe tagszuvor in der Dämmerstunde tief eingehüllt in einen Wettermantel zu seinem namenlosen Kummer für ein Mädchen gehalten worden war, so verstehen wir das Ziel der Überlegenheit aller dieser Kinder. Die Strafe ist immer nur der Verlegenheitsausdruck eines Nichtweiterwissens; wir aber wissen um des Kindes Seele, und so wissen wir von keiner Strafe. Individualpsychologisch erziehen heißt, die Kinder selbständig machen, sie befähigen, sich mit begangenen Fehlern mutig auseinanderzusetzen, ihre Folgen zu erkennen, sie standhaft zu tragen und durch immer kleinere Irrtümer zur vollen Einsicht und Lösung ihrer Lebensfragen weiterzuschreiten. Individualpsychologisch erziehen heißt letzten Endes, Irrtümer beseitigen, aufklären und ermutigen, heilen und bilden, und die Erkenntnis entwickeln, daß Geben seliger ist denn Nehmen. Individualpsychologisch erziehen heißt, den Kindern aus ihren Fehlern, oder wie wir lieber sagen wollen, aus ihren Irrtümern ein neues Betätigungsfeld erschließen, eine neue Kraftquelle und erhöhte Daseinslust. Wie es in einigen kritischen Situationen möglich war, kleine Irrende ohne Strafe und ohne Tadel verstehend zu machen, sei in folgendem wiedergegeben:

Ein acht- oder neunjähriger Knabe kam einst zu mir ins Zimmer, als ich gerade eine Sonate von Beethoven auf dem Klavier spielte. Er trat hinter mich und blätterte mit raschem Griff einige Seiten des auf dem Pult liegenden Bandes um. Ruhig zurückblätternd, sagte ich ihm: „Das ist merkwürdig, daß du gerade jene Sonate aufschlugst, die ich nachher spielen wollte. Jetzt will ich aber zuerst noch diese fertigspielen. Wenn du aber so gerne umblätterst, so setz' dich neben mich und versuch', ob du schon diese schweren Noten mitlesen kannst." Er ließ sich etwas zögernd nieder und versuchte tatsächlich bald darauf mitzulesen, was ihm schließlich so gut gelang, daß er zur Zeit umblätterte. Ich gab meinem Staunen ob seines Könnens freudigen Ausdruck und habe seither — es sind Jahre darüber verstrichen — keinen Schabernack mehr von seiner Seite zu verzeichnen.

Dieser Knabe ist der Bruder einer um drei Jahre jüngeren Schwester. Diese hatte einmal die Unannehmlichkeit, in Anwesenheit ihrer Mutter in einem Geschäfte eine Glasscheibe zu zerbrechen. Die Mutter konnte ihren Unmut nicht ganz ver-

*) Nach einem auf der Nürnberger Tagung im Oktober 1924 gehaltenen Referat.

bergen und die Kleine weinte bitterlich. Ich versuchte sie zu trösten, indem ich ihr sagte, daß wir ja alle froh wären, daß sie selbst keinen Schaden genommen hätte. Dann schlug ich ihr vor, ihrem Vater ihr Ungemach selbst zu erzählen, er würde schon verstehen, daß es ihr leid täte und daß sie in Zukunft vorsichtiger sein würde. Sie schluchzte nur:

„Ich trau' mich aber nicht." Da sagte ich zu ihrem Bruder: „Wenn du siehst, daß die Susi gar keinen Mut hat, so erzähl's du dem Vater!" Mit einem Anflug von Schadenfreude meinte er achselzuckend: „Bin ich denn Verteidiger in Strafsachen?" Am nächsten Morgen, es war ein Sonntag, fand ich Eltern und Kinder in schönster Eintracht. Auf meine Frage, ob Susi den Mut zu sprechen aufgebracht hatte, wies sie dankbar lächelnd auf ihren Bruder: „Der Kurt hat angefangen." So salbungsvoll uns Erwachsene anmutet, was ich dann noch zu den Kindern sprach, auf sie hatte es die beste Wirkung. Dem Knaben konnte ich zeigen, wie er gestern noch gedacht hatte, er könnte sich seiner Schwester nicht annehmen, und wie er es doch fertiggebracht hatte, und daß unser Herz immer besser werden könne, wenn wir es nur täglich üben, so wie unseren Verstand. Und zur Kleinen sagte ich: „Gestern hast du noch geglaubt, du hast keinen guten Bruder, heute weißt du schon, daß du einen guten hast." Beide Kinder gingen sichtlich glücklich an ihr Spiel.

Einst versuchte eine kleine Schülerin, ein Klavierstück auswendig zu spielen. Ihre elfjährige Mitschülerin nahm die Noten und las mit. Beim ersten Fehler hob der kleine „Merker" den Daumen, beim zweiten den Zeigefinger usf., wobei ihr Gesichtsausdruck immer vergnügter und strahlender wurde. Die Kleine war sehr verwöhnt und empfindlich. Ich nahm sie einmal allein vor und da ich wußte, daß sie schon das Theater besuchte, fragte ich sie, ob sie sich vorstellen könnte, daß sich jemand auf der Bühne versprechen und doch alles andere herrlich und ein wunderbares Erlebnis sein könnte, was sie bejahte. Ich riet ihr, bei welchen Leistungen immer, ihre Aufmerksamkeit dem Guten zuzuwenden und sich daran zu erfreuen. Von der nächsten Stunde an — die Kleine hatte meine Absicht vollkommen verstanden — bemühte sie sich ehrlich, das Gute zu werten und bei Fehlern ihren Gleichmut zu bewahren. Eines Tages, nachdem sie und einige andere Schüler einander vorgespielt hatten, fragte sie mich: „Habe ich besser gespielt als die X Y?" Ich antwortete ihr: „Das kann ich wirklich nicht sagen, denn daraufhin habe ich dir nicht zugehört. Aber du hast so gut gespielt, als du konntest, und dafür danke ich dir." Von damals an war ihr Konkurrenzstreben merklich eingedämmt, ohne daß sich ihr Eifer verringert hätte.

Ganz bestürzt sagte mir einst die Mutter einer neunjährigen Schülerin in ihrer Abwesenheit: „Denken Sie nur, es ist mir so unangenehm, die Lilly hat gesagt, sie will heute keine Stunde nehmen." Ich ging zur Kleinen, die mit gesenktem Blick und rotem Kopf dastand, und sagte ihr ruhig: „Wie ich höre, willst du keine Stunde nehmen, dann hast du selbstverständlich keine; ich habe noch niemals einem Schüler eine Stunde gegeben, der sie nicht selbst gewünscht hat. Deine Mutter kann, anstatt wie gewöhnlich nach dir, ihre Stunde schon jetzt und auch deine nehmen." Sie entfernte sich und ich ging mit der Mutter sofort auf unseren Unterrichtsgegenstand ein, um bei der Kleinen die Vorstellung zu erwecken, daß diese Angelegenheit für uns erledigt sei. Zum Schluß bat ich noch die Mutter, der Kleinen nicht nur keine Vorwürfe zu machen, sondern so enthaltsam zu sein, mit ihr bis zur nächsten Stunde überhaupt nicht über ihr Verhalten zu sprechen. Vor Beginn der nächsten Stunde schob mir die Mutter ihr verlegenes Töchterchen mit den Worten entgegen: „Die Lilly möchte Ihnen gerne sagen, daß es ihr leid tut, daß sie sich neulich so schlecht benommen hat." Ich erwiderte: „Das ist ja gar nicht nötig, ich bin überzeugt, daß sie in der Zwischenzeit selbst darüber nachgedacht hat, ob sie klug gehandelt hat." Bei dieser einmaligen Trübung unserer Beziehungen hatte es sein Bewenden. Wie gut die Kleine tatsächlich zu

denken fähig war, konnte ich bei einer anderen Gelegenheit staunend wahrnehmen. Sie pflegte, wenn sie auswendig Klavier spielte, ihre Blicke umherschweifen zu lassen, was einen selbstgefälligen Eindruck machen konnte. Um diesen und ein mögliches Danebengreifen zu verhüten, legte ich ihr, als sie einmal einem kleinen Kreise vorspielen sollte, nahe, mehr aufs Klavier zu sehen. Das tat sie nicht, sondern blickte umher, griff daneben, erschrak, wußte sich aber geschickt zu helfen. In der nächsten Stunde sagte sie mir gleich bei der Begrüßung: „Ich bin mir vorgekommen wie Napoleon, der hat sich auch für unbesiegbar gehalten." Was hätte ich ihr noch sagen sollen? Hatte sie sich nicht selbst alles bewußt gemacht, was in ihr vorgegangen war?

Eine zehnjährige, verwöhnte Schülerin, die von ihrem Vater für jeden Streich, den sie einem Lehrer spielte, ein Geldgeschenk erhielt, kam einst mit den Worten in die Stunde: „Wenn ich nicht stehend spielen darf, so spiel' ich nicht." Wortlos erfüllte ich ihren Wunsch, ich ließ sie stehen, sie aber spielte nicht. Ich las angelegentlich in ihrem Aufgabenheft und beobachtete sie unauffällig. Die arme Kleine stand wie gelähmt, blickte ratlos zur Decke, sah mich verstohlen an, ließ sich endlich auf meinen Schoß nieder und fing zaghaft zu spielen an. Ich ließ sie auch so gewähren; da ich sie aber nicht die ganze Stunde in dieser Spannung lassen wollte, stand ich nach einer Weile auf, um Noten vom Klavier zu nehmen, und ließ sie auf ihren Stuhl gleiten. Trotzdem ich der Kleinen kein Wort des Tadels gesagt hatte und freundlich geblieben war, kam sie doch etwas unsicher in die nächste Stunde. Auf meine Frage, wieso wir nur eine so kleine Aufgabe durchgenommen hatten, blieb sie die Antwort schuldig. Ich simulierte einiges Nachdenken, und als fiele mir plötzlich der ganze Unsinn der vorigen Stunde ein, sagte ich nur: „Ach so!" Damit war diese hochnotpeinliche Angelegenheit erledigt. Nicht nur, daß sich die Kleine nie wieder ungebührlich benahm, konnte ich etwas Weicheres in ihrem Wesen bemerken. Daß ich sie weder ihren Eltern noch ihren Kolleginnen preisgegeben hatte und die lehrreiche Episode unser Geheimnis geblieben war, schien ihr ein Gefühl der Geborgenheit gegeben zu haben.

Einst machte ich bei Schülern einen ersten Besuch. Ich wartete auf das Erscheinen der Hausfrau. Plötzlich flog die Tür krachend auf und auf der Schwelle stand ein etwa vierjähriger Knabe, der die Zunge herausstreckte und mich erwartungsvoll ansah. Ich sagte: „Ach bitte, mach' das noch einmal!" Er war so erstarrt vor Überraschung, daß er ganz automatisch versuchte, meinem Vorschlag Folge zu leisten. Aber sein Versuch mißlang, die Zunge blieb ihm zwischen den Zähnen stecken und so stand er, einem Vögelchen mit offenem Schnabel nicht unähnlich, und fixierte mich scheinbar willenlos. Als ich fortsetzte: „Ist denn das so schwer? Ich habe schon viele Kinder die Zunge herausstrecken sehen", schien er sich zu besinnen und in der Erkenntnis, daß seine Art zu grüßen nicht als Heldentat gewertet wurde, wich er einige Schritte zurück und als ich außer Sehweite war, lief er, so schnell er konnte, davon. Da ich auch von seinem Verhalten niemandem ein Wort gesagt hatte, schien er überzeugt, daß ihm von meiner Seite keine Gefahr drohe, und wir wurden später noch ganz gute Freunde.

Zum Schlusse möchte ich noch eines eigenen Kindheitserlebnisses gedenken, das mich mit acht oder neun Jahren traf, in einer Zeit, da ich fremdes Leid schon verstehen konnte und das mich dauernd von jedem Konkurrenzstreben geheilt hat. Da ich als Kind sehr gut laufen konnte, wurde ich eines Tages von meinem älteren Bruder und zwei anderen Knaben zu einem Wettrennen aufgefordert. Ich kam als erste ans Ziel. Als ich mich umwandte, sah ich dicht hinter mir drei geduckte Gestalten, drei beschämte Gesichter. In jähem Schreck hatte ich erkannt, daß dies mein Werk war, und ehe nur auch das leiseste Siegesgefühl in mir hätte aufkeimen können, hatte ich zutiefst erlebt, was es heißt, schuld zu sein an dem Unglück anderer. Weg war alle Freudigkeit. Vier hoffnungsvolle Konkurrenten waren wir ausgelaufen, vier betrübte Besiegte waren wir am Ziel.

Was wir nicht verantworten können, birgt kein Glück. Muß schon konkurriert werden, so mögen wir es mit uns selber tun, nicht die Grenzen anderer überschreiten wollen, sondern unsere eigenen hinausschieben. Diese Entfaltung der eigenen Möglichkeiten führt zur Selbstverantwortung, dem Ziel der individualpsychologischen Erziehung. Die Schule des Lebens kennt keine Ferien und so wird nur derjenige individualpsychologisch zu erziehen imstande sein, der sich täglich selbst miteinbezieht in den Kreis seiner Betrachtungen, sich selbst täglich unter die Lupe nimmt und unermüdlich bei sich selbst die Hebel in Bewegung setzt.

Keinem Machtstreben ergeben, sondern einzig der Logik der Bezogenheit der Menschen zueinander untertan, bildet die individualpsychologische Erziehung mutige Mitarbeiter an dem Glück des Nächsten.

Individualpsychologie und Weltanschauung.

Zwei Frösche fielen zur Nachtzeit in einen Milchtopf.

Der Eine von ihnen war ein Pessimist. Entsetzt rief er: „Ei verflucht! Nun ist's aus! Wozu mich da noch lange plagen! Es nutzt doch nichts. Und ich mag auch nicht mehr. Ich geb's auf!" streckt alle Viere von sich und — ersäuft.

Der Andere war ein Optimist. „Das ist recht peinlich," meinte er im ersten Schrecken, „aber auslassen tue ich nicht, vielleicht geht's doch!" und strampelt die ganze Nacht mit allen Vieren in dem Milchtopf.

Und wie die ersten Strahlen der Morgensonne heraufleuchten, finden sie ihn: festes Land unter den Füßen — Butter!

Leonhard Seif.

Bericht über eine Tagung des Internationalen Vereines für Individualpsychologie

zu Nürnberg am 25. und 26. Oktober 1924

Von SOPHIE FREUDENBERG (München)

Gemäß der im Sommer 1924 in Klesheim getroffenen Verabredung hatte die Ortsgruppe Nürnberg des Internationalen Vereines für Individualpsychologie unter Leitung von Herrn Direktor Weißkopf zu einer Zusammenkunft am 25. und 26. Oktober 1924 eingeladen, die einem größeren Kreis Gelegenheit geben sollte, sich mit den Anschauungen der Individualpsychologie näher bekannt zu machen. Demgemäß brachten die beiden Tage eine Reihe von öffentlichen Vorträgen, die von Männern und Frauen der pädagogischen, ärztlichen und sozialen Praxis zahlreich besucht und mit großem Interesse aufgenommen wurden. Vom Verein waren die Wiener, Münchener, Berliner und Dresdener Ortsgruppen vertreten, zu denen Mitarbeiter und Freunde aus Frankfurt a. M., Dortmund und anderen Städten kamen.

In einem einleitenden Referat sprach Doktor Alfred Adler über „Individualpsychologie und Weltanschauung". Die Individualpsychologie sieht die Quelle der Schwierigkeiten eines Menschen in bezug auf das Gemeinschaftsleben in seiner mangelhaften Vorbereitung und Schulung für die Aufgaben der Gemeinschaft. Diese ungenügende Vorbereitung stellen wir fest: 1. bei verzärtelten Kindern, deren Fähigkeiten des Körpers, der Sprache, des Denkens nicht zur Selbständigkeit entwickelt wurden; 2. bei entmutigten und mißtrauischen Kindern, die nie warm geworden sind und nun kämpferisch, kontaktunfähig, ohne den Mut zur Ausdauer, durch das Leben gehen; 3. bei Kindern mit Organminderwertigkeiten. Durch Aufklärung über ihre irrtümliche Auffassung des Lebens und ihre persönlichen Aussichten und Fähigkeiten sucht die Individualpsychologie diesen Menschen die Einfügung in die Gemeinschaft zu erleichtern. Darüber hinaus ist ihr Ziel die Vermittlung eines besseren Verständnisses des Kinderlebens zur Vermeidung der erwähnten Schäden.

Ein Grundgedanke der Individualpsychologie ist, daß es nicht darauf ankommt, was ein Mensch mitbringt, sondern was er daraus

macht. Pessimismus ist von ihrem Standpunkt aus eine absolut verwerfliche Lebensanschauung, wobei zu beachten ist, daß viele, die sich selbst für Optimisten halten, doch wie Pessimisten handeln, folglich solche sind.

Entmutigte Menschen begegnen den Forderungen des Lebens in einer Weise, die durchaus nur Rücksicht nimmt auf ihr eigenes Schwächegefühl. Die Lösung der drei Hauptfragen des Lebens, der Berufs-, der mitmenschlichen und der Liebesfrage, ist aber niemals Privatangelegenheit; darum darf die Zusammenhangsbetrachtung bei der Beschäftigung mit dem einzelnen nie versäumt werden. Das Ziel bleibt immer, Mitmenschen heranzubilden, die bereit sind, mutig die nicht abzuweisenden Lebensaufgaben anzunehmen und zu lösen.

Als zweiter Redner sprach Direktor Weißkopf (Nürnberg-Fürth) über die Entwicklung des Gefühls der Vollwertigkeit im Kinde. Das Gefühl der Unsicherheit projiziert sich beim Kinde noch immer als Minderwertigkeitsgefühl, nach außen als Sicherungstendenz. Die einzig mögliche Gegenkomponente ist das Gefühl der Vollwertigkeit, das durch die Leistungen im individuellen Leben und die Eingliederung in die Gemeinschaft charakterisiert ist. Die Erreichung dieses Gefühls wird durch die Eigenarten der menschlichen Gemeinschaft erschwert. Das einzige Mittel, einem Kinde zum Bewußtsein der Vollwertigkeit zu verhelfen, ist, es frühzeitig hineinwachsen zu lassen in das Mitarbeiten, das Gefühl des „Auch-einer-Seins", die Verbindung mit der Umwelt. Das Ausweichen in den Irrtum der Höherwertigkeit und die künstliche Hochzucht des Ehrgeizes müssen vermieden werden. Aus dem Gefühl der Vollwertigkeit erwächst das der Gleichwertigkeit (nicht Gleichartigkeit), entwickeln sich Mitmenschentum, freie Selbstentfaltung und -behauptung.

In der Diskussion betonte unter anderem Dr. Seif, daß die Erziehung zur Gemeinschaft noch wichtiger sei als die zur Vollwertigkeit, die leicht zur Verwechslung mit Ehrgeiz führen kann. Entscheidend bleibt die Frage: Inwieweit fördert ein Mensch durch seine eigene Entwicklung die Entwicklung des großen Ganzen? Außerdem wurde die Bedeutung der männlichen Einstellung unserer Kultur als eine der Hauptwurzeln der Minderwertigkeitsgefühle hervorgehoben und eine Reihe praktischer Erziehungsfragen berührt.

Anschließend folgte das Referat von Amtsrichter Dr. Nägele (München) über den Erziehungsgedanken im neuen deutschen Jugendgerichtsgesetz. Die Bedeutung dieses Reformgesetzes beruht in der Heraufsetzung des Strafmündigkeitsalters von 12 auf 14 Jahre, in der Frage nach Einsichts- und Willensfähigkeit und in der Befugnis des Richters, Erziehungsmaßnahmen anzuordnen. Wenn diese ausreichen, kann von Strafe abgesehen werden.

Die vorgesehenen Erziehungsmaßnahmen: Verwarnung, Schadenersatz, Überweisung in die Zucht der Erziehungsberechtigten und der Schule, Schutzaufsicht und Fürsorgeerziehung müßten vom Standpunkt der Individualpsychologie aus noch mehr in der positiven Richtung der Aufklärung, Ermutigung und Einfügung in die Gemeinschaft ausgebaut werden.

In der Diskussion bestätigte Direktor Verleger, Leiter des Knabenfürsorgeerziehungsheims Westendheim in Frankfurt am Main, den großen Wert der individualpsychologischen Erkenntnisse für eine derartige Erziehungsarbeit.

Am Abend sprach zunächst Frl. Ida Löwy (Wien) über individualpsychologische Erziehung, die von der Basis der Gleichberechtigung ausgeht, das Kind immer ernst nimmt, bei Unarten und Schwierigkeiten nach dem „Wohin?" fragt und, aus dieser Erkenntnis handelnd, auf derartige Dinge nicht hereinfällt; dauernde wache Selbsterziehung ist die erste Bedingung. An einer Fülle von Beispielen zeigte Frl. Löwy die Anwendung dieser Richtlinien in der Praxis.

Ihr folgte Dr. Leonhard Seif (München) mit Ausführungen über das Musterkind. Wie kommt es, daß so viele Musterkinder trotz ihrer angesehenen Stellung im Elternhaus so oft im Leben versagen, zumindest die in sie gesetzten Erwartungen nicht erfüllen, ja einen recht hohen Prozentsatz der nervösen Patienten stellen? Antwort gibt uns das gedrückte, ängstliche, freudlose, frühalte Wesen des Musterkindes; es lebt in dauernder Prestigesorge, unter dem Stachel brennenden Ehrgeizes. Da es gewohnt ist, für den Erfolg, nicht für die Leistung zu lernen, ist es zur mitmenschlichen Arbeit schlecht vorbereitet. Nicht zu unterschätzen ist die Gefahr, die Musterkinder für ihre Umgebung bedeuten, die durch ihre Vollkommenheiten oft zur Revolte und umgekehrten Verhaltungsweise getrieben werden. Zur Ergänzung und Bestätigung des Gesagten führte Dr. Seif mehrere Fälle aus der Praxis an.

Am zweiten Tag (Sonntag) diente der Morgen zunächst der zwanglosen Besprechung einiger Vereinsangelegenheiten, wie Gründung von neuen Ortsgruppen, Beratung der von der Münchener Gruppe vorgelegten Vereinsstatuten und Überlegungen für den Kongreß im kommenden Jahr. Anschließend sprach — wieder im großen Kreis — Doktor Fritz Künkel (Berlin) über „Gemeinschaftsgefühl und Mut. Gedanken über die positiven Grundbegriffe der Individualpsychologie". Die Kritik der Individualpsychologie entspringt dem Wunsche zu helfen. Im Hintergrund steht immer der Optimismus, der Glaube an das Leben. Auch die Neurose wird von ihrer positiven Grundlage her als ein Versuch der Auseinandersetzung mit dem Leben aufgefaßt. In der Therapie ist die Kritik undenkbar ohne gleichzeitige Ermutigung. Andere positive Grundbegriffe der Individualpsychologie sind die Einheit

der Persönlichkeit, die Gesellschaft und die Finalität. Die beiden letzten scheinen mehr formeller Art; im Grunde sind sie bestimmt durch Gemeinschaftsgefühl und Mut. Gemeinschaftsgefühl ist nicht unbedingt identisch mit dem Leben in einer konkreten Gemeinschaft, zum Beispiel einer Kaste oder Sippe; umgekehrt kann die vereinzelte Tat des Reformators oder Retters nur aus dem Gemeinschaftsgefühl Kraft gewinnen. Mut kann umschrieben werden als: „Festhalten des Zieles auch bei Wechseln der Mittel"; seine Einschränkung ist der Eigensinn, seine Umkehrung Erstreben des Zieles unter Umgehung der Mittel, was gleichbedeutend ist einem Boykott des Zieles. Gemeinschaftsgefühl und Mut stehen in direkter Proportion zueinander; ohne Mut gibt es kein Gemeinschaftsgefühl; auch der Kampf ist nur eine relative Isolierung, da der Gegner gebraucht wird. Solange noch Mut vorhanden ist, kann das Leben korrigieren.

Ein vereinigender Oberbegriff für Gemeinschaft und Mut ist die Bejahung der Umgebung. Dieses Ja schließt ein Nein nicht aus. Einzelne Eigenschaften werden verneint, die Substanz, der Hintergrund, bejaht. So sagt die christliche Ethik ja selbst zum Satan, nein zu seinen Eigenschaften. Die Individualpsychologie ist die Lehre vom Ja: das Leben ist richtig; wir brauchen nur relative Abirrungen zu verneinen, dann setzt das Leben sich durch.

Die Diskussionsfrage: Wie bringe ich den Menschen zur Bejahung? wird beantwortet durch Anerkennung der Gleichwertigkeit, durch Abstellen der Hauptquellen der Entmutigung, der Autoritätserziehung und der leeren Eitelkeit, Hoffart (Dr. Seif). Bei Erwachsenen muß in schwierigeren Fällen die Therapie einsetzen. Mut ist immer das Primäre, Liebe seine Konkretisierung (Doktor Künkel).

Am Nachmittag sprach Dr. Roemer (Stuttgart) als Gast an Hand von Lichtbildern über „Tiefenpsychologie, ihre Technik und ihre Anwendung". Es ist ihm gelungen, eine Folge von zehn symmetrischen, phantastischen Bildern zu erproben, die es ihm ermöglichen, durch die Verschiedenartigkeit der Äußerungen des Beschauers von allgemeinen bis zu ganz subjektiven Deutungen in kurzer Zeit eine Selbstdarstellung einer Persönlichkeit zu erhalten, die diese sozusagen im Querschnitt von ihren äußeren Reaktionen bis zur innersten Einstellung zeigt. Die Methode findet vorläufig hauptsächlich für Eignung stets in der Industrie Verwendung. Auch in den Schulen wurden Vergleiche über die Reaktionsweise der Gymnasiasten, Realschüler, Seminaristen usw. angestellt. Durch an einem Patienten auf einer kleinen Reise vorgenommene Beobachtungen sucht Dr. Roemer die Zusammenhänge zwischen körperlichen und seelischen Vorgängen graphisch darzustellen.

Dr. Alfred Adler vermißte bei Dr. Roemers Methode die Frage nach dem Ziel, nach der Stellungnahme des einzelnen zu den gegebenen Inhalten, und ist der Ansicht, daß die Individualpsychologie zu tieferen Ergebnissen gelangt. Er ging dann weiter auf die im Laufe der verschiedenen Diskussionen immer wieder berührte Frage der Begabung ein. Mit allem Nachdruck betonte er, daß Begabung keine Rolle spielt. Größere Leistungen finden wir oft bei denen, die eine Zeitlang für unbegabt galten. Er verwies auf das Martyrium der „Unbegabten", der am Leben Verzweifelnden, und lehnt sich gegen die Ungerechtigkeit auf, Menschen eine zweite Rolle zuzuschieben.

Die Frage nach dem Ziel ist die Basis der Individualpsychologie; Kenntnis des Zieles bedeutet Kenntnis aller Bewegungen; aus dem Benehmen ist das Ziel zu erschließen, das bedingt ist durch Minderwertigkeitsgefühl und Kompensationsstreben. Vorstellungen, Bewegungen, Logik, Gefühle hängen vom Endziel ab. Der Wahn der Frage der Begabten und Unbegabten hält die ganze Menschheit auf. Warum soll er kein Wahn sein, wie der Hexenwahn einer war? Die Individualpsychologie hat den Beweis der Möglichkeit der Änderung des Charakters erbracht. Nicht die Abwägenden und Verneinenden, sondern die Mutigen und Vorwärtsstrebenden bahnen der Menschheit den Weg.

Den letzten Vortrag hielt Dr. Alfred Adler über „Neurose und Verbrechen". Dieser Vortrag ist im Heft I, Jahrgang III, dieser Zeitschrift erschienen.

REFERATE*)

DR. D. L. FOREL, LA PSYCHOLOGIE DES NEUROSES. Librairie Kundig, Genf 1925.

Die moderne Psychologie entstand aus der Erfahrung, daß die reine Experimentalpsychologie für die medizinische Praxis fast wertlos ist, und daher ist es vor allem ihre Aufgabe, die tiefe Kluft, die zwischen der mehr philosophischen und spekulativen älteren Psychologie und der für die Medizin erforderlichen Psychologie und Psychiatrie besteht, auszugleichen. Medizin, Philosophie und Psy-

*) Die in der „Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie" besprochenen Veröffentlichungen sind zu beziehen durch die Buchhandlung Moritz Perles, Wien, I., Seilergasse 4 (nächst dem Graben).

chologie müssen, soll die Erkenntnis der normalen und der kranken Psyche Fortschritte machen, unbedingt gemeinsam arbeiten. Der Psychologie selbst fällt dabei die Aufgabe zu, die Relationen der psychischen Elemente, ihre Triebkräfte und die Gesetze, denen sie folgen, zu erschließen. Dabei gibt es keine Methode der Wahl, nur diejenige, welche geeignet ist, das Erfassen der Psyche zu erleichtern, kann allein in Frage kommen. So hoch auch in der allgemeinen Medizin das Experiment einzuschätzen ist, muß es gerade in der Psychologie um so mehr an Wert einbüßen, je tiefer wir in die Psyche eindringen, je mehr die persönliche Einsicht wächst. Auch jede psychologische Klassifikation hat nur so weit Berechtigung, als sie nicht zu sehr ins Detail geht, gleichgültig von welchen Gesichtspunkten aus sie unternommen wird, da dadurch eine scharfe Abgrenzung unmöglich gemacht wird.

So viele Psychologen es gibt, so zahlreich sind auch die Spielarten der Psychologie. Alle haben ihre Werte, aber auch den Fehler, alles nach einem bestimmten Schema, nach bestimmten Regeln gruppieren zu wollen. Vorzuziehen ist jene Psychologie, die auch dem Zufall und dem heute noch Unbekannten einen gewissen Spielraum läßt und nicht mit einer vorgefaßten Meinung an eine Psyche herantritt, wenn auch der Wert der Erfahrung nicht bestritten werden soll. Der Künstler interessiert sich für sein Werk, der Psychologe muß sich für Werk und Schöpfer in gleicher Weise interessieren, auch wenn das Werk an sich es gestattet, einen Rückschluß auf den Verfasser zu ziehen.

Während die Studienobjekte anderer Wissenszweige mehr oder weniger konstant sind, unabhängig von der Zeit, variieren und fluktuieren die psychischen Phänomene unausgesetzt. Jedes ist in Beziehung zu anderen und abhängig von anderen, so daß ein isoliertes Studium des einzelnen unmöglich ist.

Die klinischen Beobachtungen und die medizinische Psychologie sollen sich ergänzen. Beide konnten voneinander nicht getrennt werden und doch ist die Psychologie frei von jeder Fessel. Die Psychiatrie, angeschlossen an die Psychologie, kann nur gewinnen bei der Zusammenarbeit mit einer Wissenschaft, die nicht stehen bleibt bei der Beschreibung der Tatsachen und ihrer klinischen Verwertung. Aus rein deskriptiven und anatomischen Anfängen entwickelt sich die Psychiatrie mehr und mehr in der Richtung der Psychopathologie, des Charakterstudiums, der Erziehung, des Milieus, ohne deshalb alle Errungenschaften der Anatomie, Biologie, Vererbungslehre, Physiologie der Hormondrüsen, zu vernachlässigen. Alle diese neuen Gesichtspunkte vereinfachen zwar nicht das Problem, aber ohne sie wird die Psychiatrie niemals jene Stellung erreichen, die ihr gebührt. Soweit es überhaupt einer strengen Einteilung bedarf, tritt Forel für die Klassifikation der Psychosen und Neurosen nach deren Genese ein, verwirft ihre Einteilung nach Symptomen und wünscht eine gemeinsame Arbeit der klinischen Psychiatrie mit der modernen Psychologie bei Gleichberechtigung beider Wissenszweige.

Zunächst wäre es wichtig, eine halbwegs verwendbare Grenze zwischen normal und krank zu finden. Der bisher angenommene ideale Normalzustand ist eine Fiktion, kompliziert durch eine Reihe organischer und psychischer Kompensationen, die alle entstanden sind aus dem Gefühl der wirklichen Unvollkommenheit. Normales und Pathologisches, Krankheit und Gesundheit sind nur etwas Ungefähres, Beiläufiges, in der internen Medizin sowohl als auch in der Psychiatrie.

Ferner muß unterschieden werden zwischen einer chronischen Erkrankung und einem Rückstand, unheilbaren Folgeerscheinungen. Die Bezeichnung „chronisch“ ist ebenso unsicher wie die Bezeichnung „akut“. Es handelt sich in beiden Fällen um etwas im speziellen Falle mehr oder minder Relatives.

Des weiteren unterzieht der Verfasser die bisher in der Psychologie üblichen Benennungen und Definitionen einer Revision zum Zwecke einer Vereinfachung ihrer praktischen Anwendung.

Der wichtigste Unterschied zwischen der normalen und der neurotischen Psyche ist die Einstellung des Menschen zu seelischen Leiden. Diese entspringen immer einem Konflikt zwischen den Wünschen des Individuums und den im Milieu gegebenen Möglichkeiten. Der Normale wird die Ursache dieses Konfliktes in sich suchen und trachten, sich den Verhältnissen anzupassen, während der Neurotiker immer seine Umgebung verantwortlich macht. Das moralische Bewußtsein entspringt unter anderem aus den Erfahrungen, die man aus den Konflikten zwischen den egoistischen Trieben des Individuums und den Forderungen des sozialen Lebens zieht, und wird im Laufe des Lebens durch die Umgebung, durch Erziehung, Lektüre, Belehrung usw. erworben. Scheinbar im Gegensatz zu dem Eindruck, den er macht, verfügt der Neurotiker über eine begrenzte Zahl nützlicher Relationen, was schwere Störungen seines moralischen Bewußtseins auslöst. Er ist voller Skrupel bis zum äußersten oder Sklave von Nebensächlichkeiten. Ein anderer ist Wahrheitsfanatiker oder Anhänger des blinden Gehorsams oder geht so weit, sich jeder Kritik und Freiheit zu entäußern. Die Hypertrophie des moralischen Bewußtseins entspringt bei manchem Neurotiker einer psychischen Schwäche, ist ein lokales Zeichen einer allgemeinen Schwäche. Der Irre lebt in einer Welt für sich, die durch dichte Scheidewände affektiv von der Realität getrennt wird. Wenn er sich an ihr stößt und mit Heftigkeit reagiert oder sogar zum Mörder wird, so hat der Irre nichts getan, als daß er seinem irren Bewußtsein folgte. Der moralisch Debile hat niemals moralische Kenntnis erworben, er verachtet jede Rücksichtnahme, die Pflicht,

alles oder den größten Teil dessen, was unser normales moralisches Empfinden festgesetzt hat. Dagegen trachtet der Neurotiker oft zu sehr danach, sich den moralischen Forderungen anzupassen. Aber jeder neue Ansatz führt unglücklicherweise zu einer neuen Schlappe. Sein moralisches Bewußtsein kann größer sein als normal und trotzdem zum Verbrechen aus Leidenschaft, zum Selbstmord oder, was das häufigste ist, zur Entwicklung neuer krankhafter Symptome führen.

Altruismus ist ein Kompromiß zwischen dem Individuum und der Umgebung. Durch Überlegung und Erfahrung gelangen wir zu der Erkenntnis, daß Altruismus der Egoismus des Weisen ist. Man muß beim Menschen eine erbliche Anlage annehmen, die die Anpassung an das soziale Leben erleichtert und vielleicht sogar einen rudimentären sozialen Sinn, der zumindest die Familie betrifft. Die Märtyrer unter den Neurotikern sind uns nur deshalb sympathisch, weil sie unserem Egoismus schmeicheln, sie sind aber nicht besser als egoistische Neurotiker.

Maßgebend für die psychische Entwicklung eines Individuums sind nächst den ererbten Grundlagen vor allem die Milieueinflüsse, als da sind: Familie, Schule, Reisen, die Militärzeit usw., wobei ein Milieuwechsel ebenso günstig als auch schädigend wirken kann. Dabei erzeugen plötzliche scharfe Bewegungen und heftige Konflikte vielleicht manchmal lärmende und eindrucksvolle Reaktionen, aber ohne eine so dauernde Wirkung auf das Individuum wie ein weniger eklatanter, langdauernder Einfluß, der allmählich die Psyche umwandelt. Ebenso bewirkt Abschluß psychische Veränderungen. Diese sind vergleichbar mit den Neurotikern, die am Leben resigniert haben, die glauben, frei zu sein, aber im Gefängnis der eigenen Psyche und in ihren Instinkten, Gefühlen, Wünschen verkümmern. Auf Reisen, in Konventen, in Pensionaten werden nur diejenigen gebessert, die daselbst von den alten möglichst abweichende Verhältnisse finden. Die Stärke des Milieueinflusses nimmt mit zunehmendem Alter ab. Die Relationen des Individuums zum Milieu greifen vielfach nicht nur nach den Menschen, sondern erstrecken sich ebenso oft und stark auf Haustiere oder tote Gegenstände. Hierher gehört zum Beispiel der Schriftsteller, der nur in Reichweite bestimmter Gegenstände schreiben kann, der neurotisch veranlagte Mensch, dessen Neurose bei einem Umzug oder sogar bei einer bloßen Umstellung der Möbel ausbricht.

Man kann zwei Einstellungsarten zur Umgebung beobachten: die einen beziehen von ihr die Anregung zur Nacheiferung oder regen ihrerseits die Umgebung an. Sie fühlen sich verstanden, ermutigt, glücklich, sie wissen, in der Gesamtheit der Umgebung die richtige Wahl zu treffen, Beziehungen anzuknüpfen, die ihnen zusagen, selbst wenn die Umgebung an sich keine frei gewählte ist, wie zum Beispiel Schule, Militär usw. In die zweite Gruppe gehört der Gleichgültige, der durch sein Benehmen eine feindselige Einstellung kaschiert. Ein absolut international denkender Mensch hat niemals einen echten Kontakt mit der Heimat gehabt. Der zur Umgebung in Opposition befindliche fühlt sich entweder immer fremd oder er kompensiert dieses Gefühl durch die Entwicklung besonderer Fähigkeiten, wie zum Beispiel der in Einsamkeit schaffende Künstler.

Unter Charakter versteht man die Gesamtheit und die Art der individuellen ererbten psychischen Reaktionen. Die Kenntnis eines Charakters ist also unzertrennlich von der der Persönlichkeit, von Affekten und Begierden, von der Intelligenz. Der Charakter äußert sich in der Art, in der ein Individuum sich in seinem gewohnten Milieu benimmt. Das Milieu entwickelt den Charakter und das Betragen charakterisiert das Individuum. Bei jeder Neurose oder Psychose muß der Beobachter auch den Ausgangscharakter berücksichtigen, der durch Krankheit, das Leben, die Neurose oder Psychose geändert, geformt oder zerstört werden kann. Die Klinik kann durch solche charakterologische Studien nur gewinnen.

Der Charaktertypus (zum Beispiel schizoider Charaktertypus) ist nicht immer das latente Substrat einer späteren Erkrankung. Nicht alle Schizoiden werden Schizophrene und nicht jeder Schizophrene ist aus einem schizoiden Charaktertypus entstanden. Der letztere ist wohl zu unterscheiden vom nervösen Charakter. Die Neurose und die Psychose sind nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ verschieden, auch wenn sie beide manchmal gemeinsame Merkmale besitzen (Halluzination, Depression usw.). Trotz aller Bemühungen der Kliniker ist es bisher nicht gelungen, einen Kern für die Schizophrenie in befriedigender Weise zu finden. In allen Fällen handelt es sich um mehrere verstrickte Probleme, die gleichzeitig wirksam sind. Sehr wertvoll und äußerst interessant sind nun die Ausführungen des Verfassers über die verschiedenen Charaktertypen, als deren wichtigste der schizoide, der oligophrene und der neurotische, deren Übergänge untereinander aber fließende sind, einer eingehenden Betrachtung unterzogen werden. Ganz besonders bemerkenswert, weil aufs innigste verwandt den Anschauungen der Individualpsychologie, ist das, was über den nervösen Charakter ausgeführt wird.

Zu den wichtigsten typisch neurotischen Zügen gehört das Minderwertigkeitsgefühl im Sinne Alfred Adlers. Forel zählt eine große Reihe von wirklichen und fiktiven Ursachen für das Auftreten eines Minderwertigkeitsgefühles auf, sowohl physische als auch psychische, die alle auch von der Individualpsychologie als solche aufgefaßt werden, und schildert dann die zahlreichen Kompensationsbestrebungen, die aus einem derartigen Gefühl erwachsen. Auch der männliche Protest der Frau wird genau nach Adlers Ansichten erörtert und als eines der wichtigsen Momente bei der psychischen Entwicklung ge-

wertet, wobei besonders hervorgehoben wird, daß es größtenteils Milieueinflüsse sind, die denselben auslösen, im Gegensatz zur Schule Freuds, die behauptet, das weibliche Minderwertigkeitsgefühl entstehe bei der ersten Feststellung des Mädchens, es sei von Natur aus physisch verkürzt im Vergleich mit dem Körper des Mannes, welche Erklärung Forel absolut negiert.

Aus dem Minderwertigkeitsgefühl entspringen viele Reaktionen, die normalerweise vorübergehen, beim Neurotiker persistent bleiben können, wie zum Beispiel die Eifersucht. Der Neurotiker, der sich minderwertig fühlt, wird trachten, durch Herabsetzung des anderen dieses Gefühl zu kompensieren. Ein anderer wird sich verbergen, fürchten, schämen, er errötet und zittert, flieht die Gesellschaft und sucht die Einsamkeit, die Natur oder die Tiere, Bücher oder die Stille der Nacht. Das Minderwertigkeitsgefühl ist Ursache der Neurose in Fällen, wo das Punctum minoris resistentiae der Ausgangspunkt der Neurose wird. Der Kranke strebt ebenso wie der Gesunde nach der Realisierung seiner Ziele, aber mit unzulänglichen Mitteln, so daß er enttäuscht werden muß. Er verbringt seine Zeit mit dem Bauen von Luftschlössern und flüchtet in diese vor der Gegenwart. Die Neurose schützt ihn scheinbar vor dem, was er am meisten fürchtet, die Aktivität im Leben. Neurotiker haben ein besonders gutes Gedächtnis für Dinge, die entmutigend wirken für alles, was ihre Furcht vermehren und ihr Benehmen rechtfertigen könnte. Wenn man ihn zum Beispiel auf eine geringfügige Erkrankung der Lungenspitze aufmerksam macht, benützt er diese Feststellung als Vorwand. Dabei handelt es sich nicht um eine bewußte Rechnung, die der Faulheit entsprungen ist, sondern vielmehr um ein der Rentenneurose analoges Phänomen. Ein solches Individuum verbringt viele Jahre im Gebirge, um eine unbedeutende Tuberkulose zu pflegen, liest Bände über diese Krankheit, deren Erblichkeit, Behandlung. In Wirklichkeit unterhält es seine Neurose durch hypochondrische Beschäftigung und entschuldigt so seine Flucht aus dem Leben.

Das Angstgefühl ist untrennbar von der Kenntnis einer wirklichen oder eingebildeten Gefahr. Wenn eine Angst aus einer wirklichen Gefahr entspringt, wird sie mehr oder weniger normal sein, vorausgesetzt, daß deren Intensität proportional der Gefahr ist. Es gibt keine scharfe Grenze zwischen einem Minderwertigkeitsgefühl, berechtigt durch die gegebene Situation, und der Angst, die eine Übertreibung desselben darstellt. Unvernünftige Angst enthält ebensoviel Minderwertigkeitsgefühl wie Herrschsucht. Wir finden sie bei der Platzangst, bei Bakteriophobien, bei allen Arten von Angstneurose.

Minderwertigkeitsgefühle sind auch bei fast allen Sexualneurosen nachweisbar. Hier ist die Korrelation zwischen Angst und Orgasmus häufig zu beobachten, so bei Masochisten. Und schließlich kann Angst Ursache eines Selbstmordes werden.

In der Frage der Melancholie beschränkt sich Forel auf die Charakteristik des Melancholikers und betont, die Verzerrung der Affekte ins Krankhafte sei nur scheinbar das wichtigste Kriterium für die Melancholie.

Das Studium der Neurosen ist von dem der Kinderpsyche und der Psychologie der Jugendlichen nicht zu trennen, da die bisherige Ansicht, das Kind sei eine Miniaturausgabe des Erwachsenen, falsch ist. Der Hauptunterschied zwischen dem Kinde und dem Erwachsenen ist das Fehlen jeder Erfahrung bei ersterem, es hat nur eine Gegenwart, keine Vergangenheit in Form von Erinnerungsbildern. Auch die Behauptung mancher Autoren (Stanley Hall, William Stern, Freud), daß das Kind abgekürzt ontogenetisch die ganze Phylogenese psychisch erlebe, bestreitet der Verfasser.

Was die Sexualität des Kindes anlangt, so negiert Forel die Ansichten Freuds und Stekels über diesen Punkt vollständig und ist der Meinung, daß Kinder, die sich in früher Jugend schon mit dieser Frage als einem Problem bewußt oder unbewußt beschäftigen, dazu nur durch die Einflüsse ihrer nächsten Umgebung, besonders der Eltern gelangen. Der kleine Junge lernt das Mädchen erst dann geringer einschätzen, wenn er von der Mutter tadelnd mit einem solchen verglichen wird. Das eigene Minderwertigkeitsgefühl, das dem Mangel jeder Erfahrung in sexuellen Dingen entspringt, veranlaßt erst den Jugendlichen, das Mädchen gering zu schätzen, und umgekehrt.

Nach Ansicht des Verfassers entwickelt sich der kritische Sinn im Pubertätsalter. Die Eltern glauben, ein Kind vor sich zu haben, während es sich de facto bereits um einen scharf beobachtenden erwachsenen Menschen handelt. Hier muß von seiten der Individualpsychologie ein Einwand erhoben werden. Wer hätte nicht schon die oft äußerst treffende Kritik eines viel jüngeren Kindes zu beobachten Gelegenheit gehabt?

Der Jugendliche zeigt oft eine erhöhte Affektivität, die unausgeglichen und undiszipliniert ist, er kennt keine Grenze zwischen Wünschen und Kräften. Erst langsam erlernt er dieses Verhältnis herzustellen, wenn nicht, so sehen wir das Bild der Hebephrenie vor uns. Normalerweise lernt er es, sich mit einer kleineren und kleinsten Rolle zu begnügen und sucht nach anderen Kompensationen.

Die moderne Erziehung soll dahin streben, die Kinder in jeder Hinsicht, besonders auch in sexueller, zu lebenstüchtigen Menschen heranzubilden, womit aber schon vor der Pubertät eingesetzt werden muß, da sonst, wenn diese das Kind überrascht, nicht wieder gutzumachende Fehler geschehen, die meist der Keim zu einer mit der Pubertät ausbrechenden Neurose werden. Keinesfalls ist es die sexuelle Frage allein, die die Ursache zu einer späteren Neurose abgibt, es sind vielmehr gleichermaßen alle Faktoren, wie

Milieu, Erziehung, ererbte Eigentümlichkeiten, Organminderwertigkeit usw., an ihrem Zustandekommen beteiligt.

Auch Forels Ansichten über die Onanie bei Jugendlichen, der ein eigenes Kapitel gewidmet ist, decken sich vollständig mit denen der Individualpsychologie und werden an einem sehr interessanten Falle aus der Praxis aufgezeigt und erhärtet.

Immer wieder klingen bei der Lektüre dieses Werkes verwandte Saiten an, so beispielsweise, wenn es heißt: „Bei vielen Neurotikern handelt es sich um eine Gegenattacke, um Verteidigung durch Angriff, um Manöver der Vorsicht gegen einen fiktiven Feind, und die Waffen des Neurotikers sind sehr häufig gleichzeitig die Krücken seiner Schwäche. . . . Der Ehrgeiz gewisser Neurotiker hindert uns nicht zu sehen, daß es sich sehr oft in erster Reihe um die Sorge nach Sicherung der Kompensation von Angst- und Minderwertigkeitsgefühlen handelt. . . . Der Neurotiker zieht es im Grunde vor, zu gehorchen und sich einer auferlegten Disziplin zu fügen, die ihn davor befreit zu handeln. Wenn seine Empfindlichkeit gegen vermeintliche Erniedrigungen opponiert, bäumt er sich auf, ergibt er sich ohnmächtiger Wut oder einem Götzenbild von Auflehnung. Indem er trotzt, Opposition spielt, entsteht oft eine Mischung von Ohnmacht und Widerstand ‚für die Galerie‘. . . . Jedermann neigt dazu, seinen Konflikten und Situationen, seinem ‚Schicksal‘ eine besondere Bedeutung beizulegen.“

Ein besonderer Abschnitt ist der Traumdeutung nach Freud gewidmet, wiewohl Forel meint, daß eine richtige Deutung fast niemals möglich ist und für gewöhnlich nur die Gedanken des Interpreten gedeutet werden.

Mit Bezug auf die Psychotherapie heißt es: „In der Psychologie heiligt der Zweck nicht die angewandten Mittel, und die therapeutischen Erfolge werden immer an die Person des Arztes gebunden se n. Die Resultate sind von demjenigen abhängig, der die Methode anwendet. . . . Die Symptome sind minder wichtig als die psychische Grundstörung; was sich äußert, kann uns weniger aufhalten als das, was die Störung verursacht hat.“ Alle bisher in Anwendung stehenden therapeutischen Methoden, auch wenn sie noch so großartige Erfolge zu bringen scheinen, sind auf Suggestivwirkung eingerichtet, ob dies nun zugestanden wird oder nicht. „Die einzige rationelle Psychotherapie ist jene, die die Methode dem Kranken unterordnet, die entsprechend der Notwendigkeit bei allen erprobten Medikationen die passenden Elemente zur individuellen Behandlung entlehnt.“

Eine Kritik dieses Buches ist überflüssig; es gehört zum besten, was uns die letzten Jahrzehnte auf psychologischem Gebiete gebracht haben.

Dr. Ilka Wilheim.

GEORG TSCHARMANN: DER WEG DER INTELLEKTUELLEN. 1924. Verlag für Literatur und Politik. Wien.

Das kleine Werk — eine kommunistische Agitationsschrift — enthält in seinem Schlußkapitel einen Gedankengang, der für uns von Interesse ist. Tscharmann versucht dort nachzuweisen, daß es die Aufgabe der kommunistischen Gesellschaftsordnung sei, die heute nur sehr spärlichen Reste von Gemeinschaftsgefühl zu erhalten und ihrer Erneuerung freie Bahn zu schaffen. Daß dabei der Kapitalismus als das Gemeinschaftshemmende erwiesen werden muß, ist aus dem Zweck der Broschüre begreiflich. Schwierig wird dem Verfasser die Aufgabe, wenn er die Rolle der Gewalt zur Herbeischaffung des neuen Zustandes verteidigt. Er läßt bei seiner Verteidigung zwei wichtige Umstände außer acht: einmal den, daß die durch Terror erzwungene Gesellschaftsordnung ihre Herkunft nicht verleugnen könnte, dann aber auch den viel bedeutsameren, daß die Zuordnung eines kulturellen Zustandes zu einem wirtschaftlichen durchaus nicht eindeutig ist, auch nicht im Geiste des historischen Materialismus. So sehr wir einerseits von der Unzerstörbarkeit des menschlichen Gemeinschaftsgefühles, anderseits von der gemeinschaftsfeindlichen Struktur unserer heutigen Gesellschaft überzeugt sind, so sehr ist es unsere, aus Erkenntnis der Dinge kommende Aufgabe, darauf hinzuweisen, daß jede soziale Neugestaltung mit möglichster Schonung des Gemeinschaftsgefühls verbunden sein müsse, wenn sie der Steigerung dieses Gefühles dienen will.

Trotz dieser Ablehnung in einem Hauptpunkte müssen wir Tscharmans Broschüre empfehlen, weil sie an vielen Stellen sehr treffliche Charakteristiken unserer Zeitlage gibt.

F. B.

JENNY GERTZ: WIE WIR ZUSAMMENWUCHSEN. Selbstverlag Jenny Gertz, Hamburg 19, Eduardstraße 35.

Die Verfasserin sollte einer Gruppe von Freidenkerkindern ethischen Unterricht erteilen. Die Funktionäre des Vereines wünschten vor allem Agitation gegen die Kirche uud ihren Einfluß, Gertz aber, von dem rein Negativen dieser Aufgabe angewidert, beziehungsweise von den Funktionären wegen ihrer Unbotmäßigkeit hinausgedrängt, beschloß, auf eigene Faust die ihr anhangenden Kinder und Jugendlichen in ihrer Weise weiterzuführen. Wie sie das tat und wie sie allmählich das Herz der jungen Menschen traf, ist der Inhalt des kleinen, sonnendurchstrahlten Heftes.

Es sind sonderbare Wege, die uns geschildert werden, und mancher wird sich über die freie Art wundern, die in der Gruppe herrschte: die Führerin wurde mit dem freundschaftlichen „Du“ angesprochen, sexuelle Fragen wurden wie irgendwelche andere Anschauungsfragen behandelt, ja es kam „so

weit", daß alle gemeinsam nackt badeten. Gerade aus der Befreiuung von aller Prüderie sollte in allen die Freude an innerer Reinheit erwachsen.

Gertz verhehlt nicht ihre Besorgnis um die Folgen solcher Entfesselung, ja sie zeigt uns ganz ohne Scheu, daß einige ihrer Schützlinge im Anfang durchaus noch nicht reif waren, und — wie sie selbst sagt — Nacktheit mit Ausgezogenheit verwechselten. Allein sie ist nach ihrem Bericht der Gefahren durchaus Herr geworden; mehr noch: sie hat die Wurzeln der Gefahr bloßgelegt und vernichtet, wie es in anderer Weise gar nicht möglich gewesen wäre.

Vor aller Kritik müssen wir feststellen, daß Gertz weitab gestellt werden muß von Wyneken und vor allem von Blüher: es ist ihr nicht eingefallen, dem „Eros" jene Rolle zuzuweisen, die er bei Wyneken spielt, und schon gar nichts hat sie mit Blühers Betonung homosexueller „Liebe" zu tun. Ihr Bestreben war einzig dies: mit den Kindern in tiefste innere Gemeinschaft zu kommen, um sie für die Gemeinschaft erziehen zu können. Allein, trotzdem können wir einige Bedenken nicht verhehlen: Es fragt sich sehr, ob gerade die Zeit der Pubertät geeignet ist, mit einer derartigen Loslösung zu beginnen. Was der taktvollen und besorgten Hamburgerin gelungen ist, muß anderen nicht immer gelingen. Viel tiefgreifender aber scheint uns das andere Bedenken: ob nämlich der Kult innerer Reinheit nicht leicht in irgendeine Beziehung zur Entwertung der Sexualität geraten könne. Es ist nämlich klar, daß ein derartig radikaler Abbau aller Sicherungen Hand in Hand gehen muß mit einer gewaltigen Steigerung des Keuschheitsbedürfnisses — wenn er nicht Gefahr bringen soll. Aber gerade die Keuschheit wird leicht ein Ausdrucksmittel sexueller Entwertung.

Trotz dieser Bedenken in dem einen Punkt finden wir das Heft der tapferen Hamburgerin sehr beachtenswert: zeigt es uns doch ganz konkret einen neuen Weg zur Gemeinschaftserziehung. Sicherlich wird die Erziehung der Zukunft in vielen Punkten ähnlich sein jener, die uns Gertz zeigt. Und ebenso sicher muß es auch heute schon Erzieher geben, die die Tat wagen, solche Erziehung vorwegzunehmen. Mut und Bedenken: äußerlich gleichen sie Feinden, innerlich dienen sie derselben Sache. F. B.

PAUL OESTREICH: STRAFANSTALT ODER LEBENSSCHULE. (Verlag G. Braun, Karlsruhe i. B.)

„Nicht Gerechtigkeit, sondern Lebenshilfe!" Diese Worte des Herausgebers bilden den Tenor dieses Buches, in welchem deutsche Pädagogen, Ärzte, Juristen und Schriftsteller ihre Erfahrungen niedergelegt haben. Es bringt ein erdrückendes Material an Strafen der alten Schule und eine erquickende Fülle neuer Auskunftsmittel, die geeignet sind, die „Strafanstalt" in eine „Lebensschule" umzuwandeln. Der Individualpsychologe, der von Schuldfragen absieht und sich bemüht, Ursachen und Zusammenhänge zu erforschen, findet hier bedeutsame, aus der Logik der Tatsachen entsprungene Anschauungen, so zum Beispiel die Erkenntnis, daß die Änderung der Verhältnisse der erste Weg zur Vermeidung vieler Strafen ist. Wir hören hier die Klage, daß die Lehrer nur das Teilchen, das Atom, die „Tatsache" sehen und vom Ganzen, vom Unbegreifbaren, Widerspruchsvollen, das doch Einheit ist, von der Seele, nichts ahnen. Auch die Individualpsychologie sieht in den Einzelheiten eines Seelenlebens nur Teile eines Ganzen, auch sie spricht von der Einheit der Persönlichkeit. Das Buch nimmt an, daß der Pädagoge die Seelenfähigkeiten des Kindes komparativ studiert und sie mit den Fähigkeiten des Erwachsenen vergleicht. Auch die Individualpsychologie kennt eine vergleichende Methode, sie mißt das Verhalten nervöser Menschen an dem der Normalen.

Strindberg berichtet, daß er als Kind die Auffassung bekam, das Leben sei eine Hölle und die Menschen, besonders die Lehrer, seien Teufel, so daß seine kindliche Weltanschauung eine dunkle Färbung annahm. Immer wieder verweist die Individualpsychologie darauf, wie richtunggebend Kindheitseindrücke und das kindliche Weltbild für die Lebensgestaltung jedes einzelnen sind. In dem Buche ist die Ansicht vertreten, daß die Erziehung kein Individualproblem, sondern nur mit und durch die Gemeinschaft zu lösen ist. Nur auf dem Wege über die Gemeinschaftserziehung könne man zur Selbsterziehung kommen, dem letzten Ziel jeglicher Erziehung. Die Individualpsychologie betont immer wieder, wie entscheidend die Beziehung des einzelnen zur Gemeinschaft sei. Die Straftat dürfe nicht verselbständigt, das heißt von der gesamten Eigenart des Täters losgelöst werden. Ferner heißt es: „Statt Infamierung und Strafe — Erziehung und Umschulung." Welchem Individualpsychologen fiele da nicht Dr. Adlers „Heilen und Bilden" ein?

Nennt das Buch die unerbittliche Gesetzmäßigkeit, der alles Geschehen und auch das Leben des einzelnen Menschen unterworfen ist, den großen Hintergrund aller Erziehung, und das Kind diese Gesetzmäßigkeit erleben zu lassen die Hauptaufgabe des Erziehers, so setzt sich die Individualpsychologie immer wieder mit der Logik der Tatsachen auseinander, gegen die sich keiner vergehe, ohne zu leiden.

Betrachtet das Buch die Jugendlüge als die mögliche Vorstufe unbedingter Wahrhaftigkeit, so sieht die Individualpsychologie in der Lüge nur das Symptom eines ins Wanken geratenen Selbstvertrauens, ähnlich wie die Medizin das Fieber als Symptom einer physischen Erkrankung wertet. Spricht das Buch von der Heilighaltung auch der kindlichen Persönlichkeit, so verteidigt die Individualpsychologie das Recht jedes Kindes, also auch des verwahrlosten, bis zur äußersten Grenze. Ida Löwy.

BASCHWITZ: „DER MASSENWAHN“. Kritische Besprechung. Unser Autor will durch dieses Buch eine „Massenseelenkunde“ begründen. Die Individuen eines engeren oder weiteren Verbandes stehen untereinander in „massenseelischen Bindungen“, das heißt ihr Handeln wird nicht unter allen Umständen von Vernunft und eigenem Urteil geleitet, sondern: das Gefühl, mit anderen der gleichen Meinung zu sein, schaltet das eigene Urteil aus und an seine Stelle treten „Wunscherfüllungsvorstellungen massenseelischer Art“. Diese Wunscherfüllungsvorstellungen (der Individualpsychologe müßte von anschaulichen Zielvorstellungen sprechen) gehören zum Wesen des „Massenwahns“: In einem Volke, das von der Pest heimgesucht wurde, tauchte einhellig die Vorstellung auf, die Brunnen seien von bösen Menschen vergiftet worden. Baschwitz sieht in diesen Vorstellungen die Erfüllung des Wunsches, nicht einer unbekannten Macht wehrlos gegenüberzustehen. (Einfluß der Schule Freuds!) Gewiß sind diese Vorstellungen Wunscherfüllungen, sie sind aber auch die ersten Schritte auf dem Wege zur Entdeckung der Krankheitsursachen; es ist eben die Art des menschlichen Bewußtseins, Lösungen zu finden, indem es die Resultate als gegeben fingiert. Hier von „Wahn“ zu sprechen ist nur nahegelegt worden durch die Tatsache, daß die Menschen auch unrichtige Wege gehen können. Vielleicht ist Baschwitz mit uns der Meinung, daß ohne diesen Wahn nichts Großes geschieht in der Geschichte. Sache der Guten ist es, den Massenwahn zu leiten. Die Masse ist für Baschwitz etwas, was geführt wird: „Die Behauptung, daß der Wille der Masse (in der Geschichte) das Entscheidende sei, ist nur eine besondere, für neuzeitlich geltende Einkleidung einer bestimmten Art der Führerschaft über die Masse.“ Der Autor stellt sich die Aufgabe, die Kunstregeln der Massenführung zu untersuchen, die Kunstregeln, die in der Hand desjenigen, der zum Führer geboren ist, Werkzeug sind, aber dem Unberufenen höchstens Gelegenheit zu Geschwätz geben. Baschwitz geht in der Beurteilung der Rolle des Führers in der Geschichte zu weit, weil ja die Masse nicht in beliebiger Richtung beeinflußt werden kann und der Führer doch immer die Sprache der Gemeinschaft zu sprechen hat. Freilich gibt es in der Geschichte Beispiele dafür, daß die Stimme der Gemeinschaft täuschend nachgemacht wird von Zeit zu Zeit. Anders gestaltet sich für die Individualpsychologie das Führerproblem, weil sie festgestellt hat, daß es im Wesen des vergesellschafteten Individuums liegt, Führer und Geführter zu gleicher Zeit sein zu wollen. Baschwitz vergißt auch, daß die Massenbildung von der ökonomischen Entwicklung, von den Lebensformen der betreffenden Kulturepoche abhängig ist. Weiters erklärt Baschwitz nicht genügend, warum es zu massenseelischen Bindungen, dieser spezifischen Form des Gemeinschaftsgefühls kommt, aber er ahnt das Wesen der Masse, weil er sie als „Einheit gleichstrebender Individuen“ bezeichnet. Erst die Individualpsychologie versteht, warum das Individuum als Glied der Masse seine vornehmsten Sicherungen, die intellektuellen Fähigkeiten, aufgibt, was immer dann geschieht, wenn die Leitlinie anders, hier also durch den Eintritt in die Masse, gesichert ist. Es ist dies das Wesen der Suggestion, daß sie Autosuggestion ist. Übrigens lehnt Baschwitz die Bezeichnung „Suggestion“ bezüglich der Erscheinungen des Massenwahns ab, weil man bei diesem Worte an Ansteckung, also an Krankheit denkt, während beim Massenwahn doch die Lebensmethode von Menschen vorliegt, die sich zur Masse zusammengeschlossen haben. Er macht nämlich eine Unterscheidung zwischen Massengeisteserkrankungen und den Erscheinungen des Massenwahns. Für den Individualpsychologen kann hier aber nur ein gradueller Unterschied bestehen: Was der Verfasser als Massengeisteserkrankung bezeichnet (Veitstanzepidemie usw.) stellt das Zusammenbrechen des Seelenlebens vor, während mehr oder minder gefährliche Abwege der menschlichen Seele als Massenwahn bezeichnet werden. (Dem Verfasser sind eben die Resultate individualpsychologischer Neurosenforschung unbekannt.) Ganz richtig bringt Baschwitz die religiösen Wahnsinnsseuchen Rußlands in Verbindung mit der seelischen Verfassung der befallenen Individuen, die sich nichts mehr im Leben zutrauen, alles vom Erlöser erwarten und die eigene Betätigung ausschalten. Daß weite Massen in dieser Stimmung waren, bildete die Voraussetzung des Zarismus, ist aber auch die der bolschewistischen Diktatur.

In den Darlegungen über den Hexenwahn hält Baschwitz es für wichtig, darauf hinzuweisen, daß gerade auf die mittelalterliche Frauenverhimmelung als Reaktion die Zeit kommt, in der es dem Manne Bedürfnis wird, geringschätzig von der Frau zu denken. Er spricht von einem Krieg, den die männliche Hälfte der Menschen gegen die weibliche führt. Das Glauben an die Hexenschuld der Frau sei eine Folge der Hexenverbrennerei. Durch diesen Satz will er die Beteiligung der Massen am Hexenwahn erklären, er deutet aber nur an, was in diesem Falle die Grundlage dieses für die Massenbewegungen so charakteristischen „Glaubenwollens“ bildet.

Hauptsächlich wird das Verhalten der Massen im Weltkriege Gegenstand der Untersuchung: Baschwitz versucht, die Machthaber des Deutschen Reiches vor dem Vorwurf deutscher Historiker des Weltkrieges zu schützen, die behaupten, man hätte es nicht verstanden, der deutschfeindlichen Stimmung entgegenzuwirken, die bei Beginn des Weltkrieges durch die Ententepropaganda in der ganzen Welt hervorgerufen wurde. Er macht darauf aufmerksam, wie gewaltig dafür in den eigenen Massen die Kriegsbegeisterung aufflammte, weil die Regierung den Untertanen die Gerechtigkeit der deutschen

Sache klargemacht hätte. In der Erklärung des Phänomens der Kriegsbegeisterung ist Baschwitz aber nicht Massenpsychologe. Wir müssen ihn da auf Wege verweisen, die von der Individualpsychologie gegangen und die das Verhalten der Massen bei Kriegsausbruch unendlich besser erklären. Wir halten Kriege für Verirrungen der Menschheit. Der Weltkrieg im besonderen ist eine Form des Kampfes um die wirtschaftliche Weltgeltung, seine Opfer aber sind die Arbeitenden der Welt. Baschwitz charakterisiert übrigens treffend das deutsche Individuum, indem er behauptet, es sei ein Aberglauben, von „regierungsfrommen" Deutschen zu sprechen; gerade der Deutsche hätte sich jeder einheitlichen Zielsetzung immer widersetzt, seine Geschichte beweise dies. In der Tat muß auch der individualpsychologische Betrachter von dieser Lebenseinstellung des Deutschen ausgehen, die ihn schließen läßt auf geringes Selbstvertrauen des Deutschen und (was daraus folgt) geringes Vertrauen in die Gemeinschaft. (Die Parteienspaltung der jüngsten Zeit muß in dieser Auffassung bestärken.) Solche Menschen sind es aber auch, die den Machthabern ausgeliefert sind, die nicht gefragt werden, wenn sie ins Feld als Kanonenfutter geschickt werden. Nun verträgt es aber kein Mensch, als Sache mißbraucht zu werden, und um sein Schwächegefühl loszuwerden und „irgendeinen Halt zu gewinnen, greift er nach der Losung des übermächtigen Unterdrückers und tut so, als ob er die Parole zum Krieg ausgegeben hätte". (Adler: „Die andere Seite.") So erklärt die Individualpsychologie das Mittun der Massen im Krieg, den sie im Grunde verabscheuen.

Aus den Darlegungen Baschwitz' geht hervor, daß die Massenseele Mechanismen aufweist, die auch eine individuelle Psychologie feststellen kann. Ein Beispiel des Buches möge dies zeigen: Es gibt selten einen so edlen Freund, meint Baschwitz, der es rückhaltlos ertrüge, der Schuldner seines Freundes zu sein; das würde seinem Drange nach Selbstachtung (nach Überlegenheit vielleicht?) entgegenstehen. Aus einem irregeleiteten Drang nach Selbstachtung erklärt er es sich, wenn dieser Freund, der sich seinem Freund unterlegen glaubt, plötzlich mehr oder weniger bewußt darauf aus ist, diesen herabzusetzen, nach Beweisen seines Unwertes zu suchen. „Undank ist der Welt Lohn". Diese Regel gilt nach Baschwitz auch für die Beziehungen der Nationen untereinander. Ein ähnlicher Mechanismus ist es, wenn in einem Volke beharrlich der Gedanke im Bewußtsein ist, sein Nachbarvolk sei grausam (der Deutsche sei ein Barbar, hieß es im Kriege bei den Franzosen) oder es sei minderwertig. Solche Gedanken nennt Baschwitz „Spiegelgedanken", weil sie den Charakter seiner Träger widerspiegeln. Sie sind zurückzuführen auf ein „Entlastungsbedürfnis" solcher Menschen, die gequält werden von der Erkenntnis, daß sie selber wertlos sind. Noch so eine Regel im Völkerverkehr: Die Massen geben immer dem Sieger recht, sobald der Sieg unbestritten ist. Diese Regel leitet Baschwitz ab aus den Erfahrungen über die Massenstimmung in der Zeit des großen Zusammenbruchs: Das Resultat des Weltkrieges ist, daß ganze Völker in die wirtschaftliche und politische Knechtschaft der Herrschenden anderer Nationen gekommen sind. Das kann nicht Recht sein, fühlt jeder Mensch. Das Sicherheitsbedürfnis irgendeines Menschen duldet dies nicht, er muß sich retten zu der erlösenden Vorstellung, als ob dem Besiegten die gerechte Strafe zuteil geworden wäre. So erklärt er sich, daß die Verleumdungen über das nach und nach zusammenbrechende Deutschland bei den Massen aller, auch der neutralen Länder ein geneigtes Ohr fanden und sogar die Besiegten darin ihre Befriedigung sahen, sich selbst als die Schuldigen des Krieges hinzustellen. Wenn nur der Glaube an eine Gerechtigkeit nicht wankend wird! Ereignisse, die in diesem Glauben irremachen könnten, werden solange gedreht, bis sie eine bestätigende Erfahrung ergeben. Gewiß eine wichtige Feststellung Baschwitz'; ebenso wichtig eine andere, nach der es das Wesen aller Massenbewegungen sei, zuversichtlich an den Erfolg einer Menschheitssache zu glauben, auch wenn die Sache eine verfehlte ist. Daß während der Hungerblockade gegen Deutschland die Presse auch der Neutralen voll Verleumdungen über Deutschland war, ist der Versuch dieser Zuschauervölker, sich vor den „verdrängten Gewissensforderungen" Ruhe zu verschaffen, zugleich auch ein Beweis für ein „Solidargefühl der ganzen Menschheit". Der Mensch ist also im Grunde gut. Dies sind einige Stichproben aus dem an Erkenntnissen reichen Buch.

DR. LEOPOLD STEIN: ENTWICKLUNGSGESCHICHTLICHE DEUTUNG DER ENTSTEHUNG DES SILBENWIEDERHOLENS. (Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten, 1924, Bd. 70, Heft 5.)

Schon Fröschels hat in seinem Lehrbuche der Sprachheilkunde darauf hingewiesen, daß das sogenannte Entwicklungsstottern immer als Klonus beginnt, das heißt, daß der Patient einzelne Laute oder Lautkomplexe mehrfach wiederholt, ohne daß dabei irgendeine äußerlich wahrnehmbare Anstrengung, zum Beispiel in Form eines Krampfes, nachweisbar wäre. Ähnliche Beobachtungen wurden auch beim sogenannten Verlegenheitsstottern gemacht. Stein versucht nun diese Erscheinung an Hand von Vergleichen mit der normalen Kleinkindersprache und den Sprachen verschiedener primitiver Völker, die an solchen Reduplikationen besonders reich sind, in der Weise zu erklären, daß er feststellt, es handle sich dabei um eine gewisse von Natur aus bedingte Rhythmik. Schon die Bewegungen der toten Materie erfolgen zum großen Teil in einem bestimmten Rhythmus, zum Beispiel beim Pendel, bei den mannigfaltigen Wellenbewegungen usw. Auch im Reiche des Orga-

nischen lassen sich vielfach rhythmische Bewegungen beobachten, so beispielsweise die Flimmerbewegungen, Muskelkontraktionen, die Reizleitung im Nerven, die Herztätigkeit, Atmung usw. Analog zu diesen so häufig nachweisbaren Rhythmen nimmt nun Stein auch die Entstehung des Silbenwiederholens an.

Die Individualpsychologie kann sich mit diesem Erklärungsversuch nicht zufrieden geben, denn für sie ist jede funktionelle Sprachstörung, und als solche ist sowohl das Entwicklungsstottern als auch ganz besonders das Verlegenheitsstottern anzusehen, ein neurotisches Symptom wie jedes beliebige andere auch. Die Tatsache steht fest, daß speziell die Kindersprache reich an Reduplikationen ist (lala, mama, hophop, wauwau, dada usw.). Wenn man nun ein gehäuftes Auftreten von Reduplikationen auch noch bei einem Kinde beobachtet, das seinem Alter entsprechend die Sprache der Erwachsenen bereits tadellos gebrauchen sollte, so weist das nur darauf hin, daß dieses Kind durch Milieueindrücke, sei es durch zu große Verzärtelung oder durch übertriebene Strenge, in jedem Falle aber durch ungünstige Einflüsse unsicher gemacht ist und nun auf diese Weise trachtet, einerseits die Aufmerksamkeit auf sich oder auf das spezielle Gebiet der Sprache abzulenken, oder daß es aus Furcht vor Verantwortung auf ein kindlicheres Stadium zurückstrebt, von dem ihm, bewußt oder unterbewußt, in Erinnerung ist, daß es eine geringere Verantwortlichkeit beiinhalte.

Ähnlich ist auch das Verlegenheitsstottern zu werten. Ein Individuum, das sich aus irgendeinem Grunde in die Enge getrieben fühlt, schafft sich unter Umständen einen ganz brauchbaren Nebenkriegsschauplatz, wenn es die Aufmerksamkeit seines Gegenübers vom Substrat auf die Form der Sprache ablenkt.

Die hier aufgezählten Deutungsmöglichkeiten erschöpfen das Thema selbstverständlich in keiner Richtung, sie werden nur auf einzelne Fälle zutreffen. Für die Individualpsychologie kann eben nur der Grundsatz gelten, im einzelnen Falle das jeweilige Symptom aus der ganzen Persönlichkeit heraus zu determinieren. Dr. Ilka Wilheim.

CHRONIK

DIE WIENER INDIVIDUALPSYCHOLOGISCHEN VERANSTALTUNGEN:

Im Internationalen Verein für Individualpsychologie — Vereinsabende jeden Montag, 8 Uhr abends, I., Postgasse 7, Vorlesungssaal — wurden folgende Vorträge gehalten:

10. November 1924: Bericht über die Nürnberger Zusammenkunft. Vortrag Dr. Alfred Adler: Über eine Theorie des Witzes. Diskussion. Sofie Lazarsfeld: Ein Fall von besonderer Verzärtelung eines Kindes.

17. November 1924. Dr. Triandaphyllidis: Geheimsprachen und ihre Bedeutung. Diskussion. Dozent Dr. Rudolf Allers: Mitteilung über Homosexualität. Dr. Alfred Adler: Über den Sinn der Homosexualität.

24. November 1924: Walter Girolla: Über ein schwer erziehbares Kind mit Sprechstörungen. Diskussion. Dr. Hugo Lukács: Einwände gegen die Handhabung der Gerichtspsychiatrie. Dr. Alfred Adler: Zur Erweiterung des Verständnisses der Verbrecherpsyche.

1. Dezember 1924: Ida Löwy: Ausschnitt aus einem Kinderleben. Frl. Schalit: Über die Strafe in der Erziehung. Dr. Alfred Adler: Zwei Wurzeln des Sadismus. Professor D. E. Oppenheim: Ein Beitrag zum Verständnis des „Faust". (Vorlage: Goethes „Faust", II. Teil, 5. Akt.)

15. Dezember 1924: Dozent Dr. Rudolf Allers: Ein geheilter Fall von Berufsangst (nervöse Müdigkeit). Dr. Alfred Adler: Über Erzeugung von Müdigkeit und Luftschlucken. Dr. Leopold Stein: Mitteilung aus der Praxis zur Behebung von Sprachstörungen. Dr. Alice Friedmann: Ein Fall aus dem Erziehungsheim (Zerstörungswut und Bettnässen eines Jungen). Sofie Lazarsfeld: Das Amazonenproblem in Kleists „Penthesilea" und der Fall Kleist.

22. Dezember 1924: Otto Kaus (Gast aus Berlin): Versuch einer individualpsychologischen Beleuchtung des Massenmörders Haarmann an Hand von biographischem und prozessualem Material. Diskussion.

5. Jänner 1925: Dr. Erwin Wexberg: Ein Fall von Melancholie. Dr. Alfred Adler: Über die Struktur der Melancholie (mit Beispielen).

12. Jänner 1925: Dr. Hugo Lukács: Über Pyromanie (anläßlich einer Mitteilung von Frl. Ida Löwy). Dr. Ilka Wilheim: Geschichte eines Stotterers (Versuch einer Selbstheilung). Dr. Alice Friedmann: Über die Entwicklung einer Begabung. (Aus dem Erziehungsheim.)

Andere Vorträge:

Dr. Alfred Adler: Jeden Dienstag, von 6 bis 8 Uhr, im Pädagogischen Institut der Stadt Wien (VII., Burggasse 18) über „Schwer erziehbare Kinder"; jeden Mittwoch, von 8 bis 9 Uhr, im Volksheim (XVI., Koflerpark 7), über „Menschenkenntnis"; wöchentlich einmal: Erziehungsberatungsstelle, abwechselnd XX., Jägerstraße 58, Mädchenbürgerschule, und II., Czerninplatz, Mädchenvolksschule.

Dr. Hugo Lukacs: Jeden Montag, Mittwoch und Freitag, von 5 bis 7 Uhr: Erziehungsberatungsstelle des „Abend" (I., Ebendorfer Straße 7, Lehrlingsheim); Vorträge bei

der Lehrlingsschutzstelle der Wiener Kammer für Arbeiter und Angestellte über „Individualpsychologie" und bei der Sektion sozialdemokratischer Frauen, I. Bez., über „Genossenschaftsgefühle".

Ida Löwy: Jeden Freitag, von 6 bis 7 Uhr: Erziehungsberatungsstelle der „Bereitschaft", I., Annagasse 18.

Prof. D. E. Oppenheim: Jeden Mittwoch, von 7 bis 9 Uhr, im Volksheim (II., Zirkusgasse) „Individualpsychologische Übungen an der Hand von Dichtungen und Selbstbiographien".

=

ORTSGRUPPE MÜNCHEN:

Vorträge, die im Verein für Individualpsychologie gehalten wurden:

24. November: Dr. Leonhard Seif: Über einen Fall von Essphobie.

1. Dezember 1924: Dr. Kurt Weinmann: Das Selbstgefühl und seine Störungen.

4. Dezember 1924: Vortrag des Fräuleins Amalie Nacken, Waisenrätin; Bericht über den Jugendfürsorgekongreß in Heidelberg.

18. Dezember 1924: Diskussion.

15. Dezember 1924: Dr. Else Sumpf: Über den Briefwechsel zwischen Elizabeth Barrett-Barrett und Robert Browning.

13. Jänner 1925: Dr. Manelis Triandaphyllidis: Über Geheimsprachen.

Neuwahl des Vorstandes der Ortsgruppe München. Gewählt wurden: Vorsitzender Dr. Leonhard Seif, Kassenwart Grete Querfeld (Postscheckkonto Nr. 47.007, Postscheckamt München. **Zahlstelle der „Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie" für ganz Deutschland.**) Schriftführerin Dr. Lene Credner.

24. Dezember 1924: Im Verein für Fraueninteressen: Dr. L. Seif: Über Familie und Erziehung.

Erziehungsberatung:

Dienstag von 6 bis 8 Uhr, Amalienschule (Leiter Dr. Leonhard Seif).

Donnerstag von 6 bis 7 Uhr, St. Annaschule (Leiter: Dr. Kurt Weinmann).

Freitag von 6 bis 7 Uhr, Frauenschule (Leiterin: Frau Dr. Else Sumpf).

Arbeitsgemeinschaft für Jugendgerichtsfürsorge. (Leiter: Amtsrichter Dr. Otto Naegele.)

=

ORTSGRUPPE BERLIN:

(Geschäftsstelle: Berlin-Dahlem, Falkenried 12. Fernruf: Steglitz 2149.)

Veranstaltungen im Jänner und Februar 1925.

A. Wöchentliche Vortragsabende:

9. Jänner sprach Schriftsteller Otto Kaus: „Aus der Praxis der Individualpsychologie."

16. Jänner: Adrien Turel über „Die psychologische Bedeutung der Mutterleibsphantasien".

23. Jänner: Erziehungsinspektor Würz über „Krüppelpsychologie und ihre praktische Anwendung in der orthopädischen Übungsklasse"; anschließend Führung durch das Oskar-Helene-Heim in Dahlem.

30. Jänner: Amtsgerichtsrat Francke über „Jugendgericht und Jugendgerichtshilfe".

6. Februar: Direktor Weißkopf über „Die Anwendung der Individualpsychologie im praktischen Schulbetrieb".

13. Februar: Dr. F. Künkel über „Die Gefühlskälte bei Mann und Frau als individualpsychologisches Problem".

20. Februar: Fräulein K. Goyke über „Individualpsychologie und volksorganisches Denken".

27. Februar: Frau Ruth Künkel über „Aufgabe und Methode der individualpsychologischen Erziehungsberatung".

6. März: Otto Kaus über „Ehe und Ehelosigkeit".

13. März: Frau Ada Beil über „Männerstaat und Frauenstaat" unter Anlehnung an das gleichnamige Buch von Vaerting.

20. März: Frau Hocks über „Autosuggestion" unter Bezugnahme auf Baudouin.

27. März: Dr. Fritz Künkel über „Suggestion und Hypnose".

3. April: Dr. v. Hattingberg (als Gast) über „Neurose und Psychose".

17. April: Dr. Bobertag (als Gast) über „Die Psychologie des Verhaltens" zur Erläuterung des Buches von Tansley: „Die neue Psychologie".

24. April: Frl. Dr. Valentine Adler über ein literarisches Thema.

1. Mai: Dr. jur v. Hippel über das Thema „Zum Verhältnis von Strafrecht und Individualpsychologie".

Sämtliche Vorträge finden im Saale des Sozialwissenschaftlichen Klubs, Wilhelmstraße 48, III. Tr. (Nähe Leipziger Straße), statt. Beginn 8 Uhr abends. Gäste willkommen.

B. **Erziehungsberatung** (für Eltern, Erzieher und Lehrer) jeden Dienstag nachmittags von 5 bis 6 Uhr in der Geschäftsstelle des Vereins, Berlin-Dahlem, Falkenried 12 (Untergrundbahnstation Dahlem-Dorf oder Straßenbahn Nr. 43). Leiterin: Frau Ruth Künkel. Die Beratung erfolgt kostenlos. Vorherige Anmeldung ist erwünscht. (Telephon Steglitz 2149.)

=

ORTSGRUPPE DRESDEN:

Sommerhalbjahr 1924 und Winterhalbjahr 1924/25.

Seit Gründung der Sektion wurden in Referaten und Diskussionsabenden folgende Themen behandelt:

Einführung in die Psychoanalyse (Dr. Alice Rühle).

Einführung in die Individualpsychologie. Vergleich beider Richtungen (Dr. Alice Rühle).

Individualpsychologie und Erziehung. Das proletarische Kind (Otto Rühle).

Individualpsychologie und Eheproblem.

Individualpsychologie und Soziologie (Alice Rühle).

Observator: „Die Nervosität im deutschen Charakter“ (Alice Rühle).

Erziehung der Erzieher (Frau Dr. Fantl).

Berufsphantasien der Kinder (Herr Wolff).

Weltanschauung und Individualpsychologie (Frau Gentsch).

Über eine interessante Familie (Wolff).

Ibsens „Brand“ (Dr. Alice Rühle).

Fehlleistungen (Herr Wolff und Dr. Alice Rühle).

Über Eugen Leviné (Otto Müller).

Über Baudouins Suggestionslehre (F. Fantl).

Traumdeutung (Dr. Alice Rühle).

Instinkt und Lebensplan (Frau Fantl).

=

ARBEITSGEMEINSCHAFT NÜRNBERG:

7. November 1924: Diskussion, ausgehend von Dr. Adlers Aufsatz „Die Individualpsychologie, ihre Voraussetzung und ihre Ergebnisse“. — Lehrer Schönhut berichtet über ein durch individualpsychologische Erziehung geheiltes stotterndes Kind.

21. November 1924: Lehrerin L. Weishaupt: Einführung in die Individualpsychologie. „Neue Leitsätze zur Praxis der Individualpsychologie“ nach Dr. Adler.

4. Dezember 1924: Lehrer Barthel: „Die Bedeutung des Lobes für die Erziehung.“

18. Dezember 1924: Lehrer Seiler: „Charakter und Vererbung.“

8. Jänner 1925: Lehrer Seiler: „Beispiel mehrmaliger Charakteränderung.“

24. Jänner 1925: Frl. Freudenberg (München): „Fälle aus der Münchner Erziehungsberatungsstelle.“

12. Februar 1925: Lehrerin L. Weishaupt: „Fälle aus der Praxis.“

26. Februar: „Bedeutung der Kindheit in der Erziehung“ nach Dr. Seif. Diskussion.

12. März 1925: Diskussion über „Gehorsam“ aus einem Schweizer Erziehungsblatt. Im Anschluß daran als Gegenbeispiel: „Autorität und Erziehung“ nach Dr. Seif.

14. März 1925: Dr. Seif (München): Vortrag über „Der Kampf der Geschlechter“. Diskussion.

15. März 1925: Durchführung eines praktischen Beispieles durch Dr. Seif. — Erörterungen über Massenpsychologie.

=

DRUCKFEHLERBERICHTIGUNG. In dem in Nr. 2 dieser Zeitschrift veröffentlichten Aufsatz unserer Mitarbeiterin Miß May Jacobs (Boston, U. S. A.) über „Individual Psychology and Common Sense“ sind bedauerlicherweise sinnstörende Druckfehler unterlaufen. Auf Seite 59 soll der Teil von Absatz 1, Zeile 5, „all. But wouldn't . . .“ beginnend bis Absatz 3, Zeile 4, „of humiliation; and“ einschließlich richtig **nach** den Worten „enjoy eating it“ (Absatz 5, Zeile 4) folgen. — Auf derselben Seite sollen die Anfangsworte der Zeile 5, Absatz 3, lauten: „Critical Optimism“. . . — Auf Seite 60, letzter Absatz, 1. Zeile, ist anstatt „woman, who was after“ . . . „. . . woman, who was won after . . .“, — Seite 61, letzter Absatz, Zeile 5: anstatt „. . . that these have“, „. . . that others have, dominated, . . .“, — Seite 62, Absatz 2, Zeile 9: anstatt „. . . accorded by these . . .“ „. . . accorded by others . . .“, — schließlich Seite 62, Absatz 2, Zeile 2: anstatt „. . . which it proves . . .“ „. . . wich it probes . . .“ zu lesen.

=

MITTEILUNGEN DER ADMINISTRATION:

Die Bezugspreise für den laufenden **dritten Jahrgang** der „Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie“:

Abonnementspreis für den ganzen Jahrgang (sechs Hefte):

Für **Österreich**: Schilling 10·—.

Für **Deutschland**: Goldmark 6·—.

Für **Ungarn**: Schilling 10·—.

Für die **Tschechoslowakei**: Kč 100·—.

Für das **übrige Ausland**: Schweizer Franken 18·— oder Dollar 3·50.

Die **Einzahlungen** sollen erfolgen:

in **Österreich** ausschließlich durch das **Postsparkassenamt**; unsere Postsparkassenkontonummer ist: 198.971;

in **Deutschland** ausschließlich auf unser **neueröffnetes Postscheckkonto Nr. 47.007, Postscheckamt München** (Grete Querfeld, München, Wiedemayerstraße 52).

Für unsere Abonnenten, die in **Österreich** oder **Deutschland** wohnen, legen wir diesem Hefte **Erlagscheine** bei.

Unsere Abnehmer im **übrigen Auslande** werden ersucht, die Beträge durch die Post, in **rekommandiertem Brief,** durch Postanweisung, Banküberweisung oder Scheck an die **Administration** (Wien, VI., Joanelligasse 6) einzusenden.

Nachdrücklichst wird gebeten, von Einzahlungen bei der **Allgemeinen Depositenbank** künftighin **unbedingt abzusehen.**

Die Bezugspreise für den kompletten I. Jahrgang dieser Zeitschrift sind: Für Österreich und Ungarn: Schilling 10·—; für Deutschland: Mk. 6·—; für das übrige Ausland: Schw. Franken 20·— oder Dollar 4·—. Der komplette II. Jahrgang kostet Schilling 15·—, beziehungsweise Mk. 9·—; für das Ausland Schw. Franken 25·— oder Dollar 5·—. **Erste und zweite Jahrgänge** der Zeitschrift sind in wenigen Exemplaren von der **Administration (Wien, VI., Joanelligasse 6)** zu beziehen.

Herausgeber und Eigentümer: Dr. Alfred Adler, Wien, I., Dominikanerbastei 10.
Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Ladislaus Zilahi, Wien, VI., Joanelligasse 6. — Druck: „Elbemühl“, Wien IX.

Literatur der Individualpsychologie:

DR. ALFRED ADLER:

Praxis und Theorie der Individualpsychologie. Verlag Bergmann, München, II. Auflage, 1923.

Praxis and Theory of Individualpsychology. Edition Paul Kegan, London 1923.

Über den nervösen Charakter. Verlag Bergmann, München, III. Aufl., 1922.

Das Problem der Homosexualität. Verlag Ernst Reinhardt, München 1918. (Vergriffen.)

Die andere Seite. Eine massenpsychologische Studie über die Schuld des Volkes. Verlag Heidrich, Wien 1919.

Studie über Minderwertigkeit von Organen. Verlag Urban u. Schwarzenberg, Berlin-Wien 1907. (Vergriffen.)

ADLER, FURTMÜLLER und WEXBERG:

Heilen und Bilden. Medizinisch-pädagogische Arbeiten aus dem Gebiete der Individualpsychologie. Verlag Bergmann, München, II. Auflage, 1922.

DR. CARL FURTMÜLLER:

Ethik und Psychoanalyse. Verlag Ernst Reinhardt, München.

OTTO KAUS:

Der Fall Gogol. Ernst Reinhardt, München 1912.

PROF. F. ASNAOUROW:

Sadismus und Masochismus in der Weltgeschichte. Verlag Ernst Reinhardt, München.

HEDWIG SCHULHOF:

Individualpsychologie und Frauenfrage. Verlag E. Reinhardt, München.

Henrik Ibsen. Der Mensch und sein Werk im Lichte der Individualpsychologie. Verlag Erich Spiethoff, Reichenberg 1923. Preis 20 tschechische Kronen.

DR. CHRISTO DUTSCHEWITSCH:

Nervosnija Tschowek (Der nervöse Mensch). Erziehung und Behandlung nach der Individualpsychologie Dr. Alfred Adlers. Herausgegeben von Dr. Christo Dutschewitsch. Sofia, Niška ul. 1.

WERKE VON PROFESSOR H. MUTSCHMANN (DORPAT):

Der andere Milton. Kurt Schröder, Bonn und Leipzig 1920.

Milton und das Licht. Max Niemeyer, Halle a. d. Saale 1920.

DR. ALICE RÜHLE-GERSTEL:

Freud und Adler. Elementare Einführung in die Psychoanalyse und Individualpsychologie. Verlag Am anderen Ufer. Dresden (Buchholz-Friedewald) 1924.

AMTSRICHTER DR. OTTO NAEGELE:

Richter und Jugendlicher. Zu beziehen bei dem Verfasser, München, Kaulbachstraße 61/a, II. Preis 90 Pfennig und Porto.

Fragebogen zum Verständnis und zur Behandlung schwer erziehbarer Kinder. Verfaßt und erläutert vom „Internationalen Verein für Individualpsychologie". Wien 1924.

DR. ERNST KAHÁNA:

A freudizmus után. Bevezetés Adler Alfred individualpszichologiájába. (Jenseits des Freudismus. Einleitung [ungarisch] in die Individualpsychologie Dr. Alfred Adlers.) 1924. Buchhandlung und Verlag Wilhelm Grünfeld & Co. Braşov. Str. Portilor 64—66. Rumänien. Preis: 40 Lei.

Sämtliche hier angeführten Werke sind durch die Administration der „Internationalen Zeitschrift für Individualpsychologie" (Wien, VI., Joanelligasse Nr. 6) zu beziehen.